

## ■ ADELHEID VON SALDERN

## »Schwere Geburten«.

Neue Forschungsrichtungen in der  
bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft (1960–2000)

»Die Salontür schwingt auf, der Gute und der Böse starren einander über die Theke hinweg in die Augen, der Sozialhistoriker knurrt dem Kulturhistoriker entgegen: ›Diese Stadt ist zu klein für uns beide.«<sup>1</sup> (DASTON)

5

»Vieles spricht indessen dafür, dass größere Ereignisse (›Perspektivenwechsel, ›Paradig-mawechsel) in der Wissenschaft nicht oder nicht nur durch die exklusive und peinliche Befolgung anerkannter Diskursregeln und Methoden ›der‹ Wissenschaft produziert werden, sondern dadurch, dass außerhalb ihrer und gegen ihre Trägheit neue Sichtweisen aufkommen, dass mit den Tabus ihrer Regeln gebrochen wird, dass mit dem eigenen Kopf gedacht wird und dass Denkrisiken eingegangen werden.«<sup>2</sup> (BOCK)

## Einleitung

Wer sich heute die Colloquiums- und Tagungsprogramme in der Internet-Liste H-Soz-und-Kult ansieht, die Hefte der Zeitschrift *Geschichte und Gesellschaft* der letzten Jahre betrachtet, die kleineren Zeitschriften *WerkstattGeschichte*, *Historische Anthropologie*, *Zeitschrift für Weltgeschichte* und *Comparativ* würdigt, die Liste der zur Bearbeitung anstehenden Themen im Sonderforschungsbereich 1831 in Bielefeld oder den Band *Kulturgeschichte heute*<sup>3</sup> durchgeht, der oder die gewinnt den Eindruck: Die Neuere Geschichte und die Zeitgeschichte in Deutschland sind vielseitig und offen für ganz unterschiedliche Themen und Methoden inklusive der kulturorientierten Zugänge aller Art, der Mediengeschichte, der transnationalen Kommunikationsgeschichte sowie der Repräsentation des Politischen samt den damit verbundenen Ritualen, Symbolen und Inszenierungen.

- 1 Lorraine Daston, Die unerschütterliche Praxis, in: Rainer Maria Kiesow/Dieter Simon (Hg.), Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit. Zum Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft, Frankfurt a. M. 2000, S. 13–25, hier S. 15. Das Zitat hat noch einen Nachsatz, der lautet: »Nun ist Bielefeld ja vielleicht wirklich eine kleine Stadt.« Für Kritik und Anregungen habe ich rund dreißig Kollegen und Kolleginnen zu danken, die mir auf die eine oder andere Weise ihre Auffassungen zu dem hier bearbeiteten Thema übermittelten. Den KommentatorInnen dieses Manuskripts, Thomas Lindenberger, Inge Marßolek, Martin Sabrow und Michael Wildt, danke ich ausdrücklich. Der Aufsatz ist meinem hannoverschen Kollegen für Osteuropäische Geschichte, Hans-Heinrich Nolte, gewidmet. Sein langjähriges Beharren auf weltgeschichtliche Ansätze trug maßgeblich zur Profilbildung des Historischen Seminars der Universität Hannover bei.
- 2 Gisela Bock, Frauenforschung – das Ende der Vernunft in der Geschichte?, in: *Geschichtsdidaktik*, 7 (1982)3, S. 105–109, hier S. 108.
- 3 Wolfgang Hardtwig/Hans-Ulrich Wehler (Hg.), *Kulturgeschichte heute*, Göttingen 1996.

Eine solche Offenheit gab es in früheren Jahrzehnten nicht. Bei einer kritischen Betrachtung des Durchsetzungsprozesses neuer Forschungsrichtungen und ihrer Positionierung im Feld der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft zeigt sich – so die den folgenden Ausführungen zugrunde liegende These –, dass es sich einerseits um besonders spät einsetzende und andererseits um besonders hart ausgetragene Kämpfe, zum Teil mit diffamierendem Charakter, gehandelt hat.<sup>4</sup>

Im Folgenden wird zunächst der Durchbruch der verschiedenen neuen Forschungsrichtungen dargestellt. Im zweiten Teil soll nach Gründen gesucht werden, die die Art und Weise, wie mit den neuen Forschungsrichtungen umgegangen wurde, erklären helfen. In den Schlussbemerkungen werden die in der Einleitung aufgeführten Beobachtungen über die Gegenwart des Faches erneut aufgegriffen.

## 1. Die neuen Forschungsrichtungen

Obwohl es viele neue Strömungen im Fach Geschichte gibt, konzentrieren sich die folgenden Überlegungen allein auf die Hauptneuerungen der letzten vierzig Jahre, das heißt auf die Kritische Sozialgeschichte, die unorthodoxe-neomarxistische Historiographie, die Alltagsgeschichte, die Frauengeschichte und die Neue Kulturgeschichte. Dabei wird auch – freilich in gebotener Kürze – die Entstehungsgeschichte der verschiedenen Forschungsrichtungen mit den jeweiligen gesellschaftlichen Entwicklungen bzw. den sozialen Bewegungen der betreffenden Zeitphase in einen Zusammenhang gebracht.

### Kritische Sozialgeschichte – Öffnung des kulturellen Raumes

Es ist eine Binsenweisheit, dass Strömungen in der Geschichtswissenschaft auch mit realen gesellschaftlichen Entwicklungen und ihren Deutungen zu tun hatten und haben. Das wurde schon ersichtlich, als es in den sechziger Jahren darum ging, der Kritischen Sozialgeschichte zum Durchbruch zu verhelfen. Die sechziger Jahre sind das Jahrzehnt, in dem es zu einer Öffnung des kulturellen Raumes auf allen Gebieten gekommen ist.<sup>5</sup> Dazu gehörte die Geschichtswissenschaft, die – wie auch andere Wissenschaften – von dem beginnenden Hochschulausbau profitierte. Eine Zeit war angebrochen, in der die ereignisorientierte und von gesellschaftlichen Interessengruppen weitgehend losgelöste Politische Geschichte, die

4 Selbstredend können die Begriffe »spät« und »scharf« nicht gänzlich objektiviert werden. Der relationale Begriff »spät« bezieht sich primär auf Vergleiche der Entwicklungen in der Bundesrepublik mit jenen in einigen anderen Ländern. Solche Vergleiche wurden meist schon während der jeweiligen Auseinandersetzungen gezogen. Der Begriff »scharf« bleibt besonders vage. Er ist zum Teil subjektiv gefärbt, zum Teil impliziert er indirekt normative Vorstellungen über das gewünschte Verhalten der Fach-*Community*, die freilich nirgendwo festgelegt sind. Die Quellen deuten darauf hin, dass die jeweils Angegriffenen die Angriffe als [zu] scharf und unfair betrachteten, während die Angreifer ihre Angriffe als sachgerechte Kritik und legitime Polemik interpretierten. Trotz der hierin liegenden methodischen Probleme wird davon ausgegangen, dass die folgenden Ausführungen zur kritischen Historisierung des Faches beitragen können.

5 Dazu siehe die Überblicksstudien: Axel Schildt/Detlef Siegfried/Karl Christian Lammers (Hg.), *Dynamische Zeiten. Die 1960er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften*, Hamburg 2000, insbes. die Einleitung der Herausgeber, S. 11–21; Ulrich Herbert, *Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980*, Göttingen 2002, hier ebenfalls insbes. die Einleitung des Verfassers.

für sich bis dahin in Anspruch genommen hatte, die allgemein relevante Geschichte zu sein und ihr Wirken auch nicht weiter reflektierte, den Forderungen der jüngeren Historikergeneration nicht mehr genügte. Als ebenso problematisch wurde von ihr eine Sozialgeschichte angesehen, die noch auf den Vorstellungen eines genuinen Volkes bzw. seiner in die Landschaften eingepassten Einzelstämme beruhte.<sup>6</sup> Dieser in den zwanziger Jahren in Deutschland entwickelte und ohne größere Probleme in die NS-Zeit überführte Forschungsansatz wurde nach 1949 vor allem durch Otto Brunner und Werner Conze den frühbundesrepublikanischen wissenschaftspolitischen Anforderungen erneut angepasst und als bundesdeutsche »Strukturgeschichte« etabliert.

Demgegenüber verfocht eine jüngere Historikergeneration eine an amerikanischen und französischen Vorbildern orientierte Sozialgeschichte, die sich zum einen von der älteren Politik-, Diplomatie- und Militärgeschichte, zum anderen vom negativen Erbe organisatorischer Volksgeschichte deutlich absetzte. Während ein Teil der Fachvertreter nach wie vor den positivistischen Traditionen verhaftet blieb und weiterhin auf der Eigenständigkeit und Dominanz einer methodisch konventionellen Politikgeschichte beharrte,<sup>7</sup> verstanden die teilweise durch die Frankfurter Schule beeinflussten Herausforderer die Geschichtsschreibung primär als eine den Aufklärungsidealen verpflichtete Sozialwissenschaft. Deren Aufgabe wurde darin gesehen, anstelle der Handlungen großer Staatsmänner die gesellschaftlichen Strukturen, Prozesse und Interessen zu erforschen:<sup>8</sup> Dabei wurde der bis dahin weithin dominante Verstehensbegriff des Historismus radikal abgelehnt.<sup>9</sup> Zentrales Anliegen der jungen Historiker war,<sup>10</sup> Gesellschaftstheorien mit empirisch-historischer Forschung zu verbinden und eine Forschungsrichtung zu etablieren, die auf die historische Analyse von Gesellschaften ausgerichtet war und insofern auch relativ leicht mit den Sozialwissenschaften verkoppelt werden konnte.

Es war die Kritische Sozialgeschichte, die sich auch Historische Sozialwissenschaft bezeichnete, die im Zuge des Auf- und Ausbaus neuer Universitäten der sechziger und frühen siebziger Jahre und durch die Öffnung des gesamten Bildungssektors zunehmend an Einfluss und Macht gewann. In zwei großen Konflikten mit den Politikgeschichtlern al-

7

6 Vgl. Willi Oberkrome, *Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918–1945*, Göttingen 1993; Peter Schöttler, *Die intellektuelle Rheingrenze. Wie lassen sich die französischen Annales und die NS-Volksgeschichte vergleichen?*, in: Christoph Conrad/Sebastian Conrad (Hg.), *Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich*, Göttingen 2002, S. 271–295.

7 Die Geschichte der Habilitation von Hans-Ulrich Wehler zeigt die großen Widerstände, die mit der Durchsetzung dieser Forschungsrichtung innerhalb der Kölner Fakultät verbunden waren. Siehe dazu den Eigenbericht von Hans-Ulrich Wehler, in: Rüdiger Hohls/Konrad H. Jarausch (Hg.), *Versäumte Fragen. Deutsche Historiker im Schatten des Nationalsozialismus*, Stuttgart 2000, S. 240–266, hier S. 247f. Zu den damaligen Querelen zwischen Conze und den »Bielefeldern« siehe auch Thomas Etzemüller, *Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 2001, S. 342.

8 Vgl. zum Beispiel Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 1: 1700–1815, München 1987, hier: Einleitung.

9 Vgl. u. a. Wolfgang J. Mommsen, *Die Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus*, Düsseldorf 1971.

10 Hier ist vor allem auf Hans-Ulrich Wehler, Jürgen Kocka, Hans-Jürgen Puhle und Heinrich August Winkler zu verweisen.

ter Couleur, der Fischer-Kontroverse<sup>11</sup> in den sechziger Jahren und dem Historikerstreit 1986 kämpften sie entschieden und an vorderster Front zugunsten einer selbstkritischen Nationalgeschichtsschreibung. Während sich schließlich ein freilich nicht spannungs- und konfliktfreies Nebeneinander von konventioneller Politikgeschichte und Historischer Sozialwissenschaft etablierte,<sup>12</sup> spielten sich die folgenden Kämpfe um die neuen Forschungsrichtungen primär zwischen den Vertretern der Historischen Sozialwissenschaft einerseits und den jeweiligen Herausforderern andererseits ab.

Auch wenn die Theoreme wie der Deutsche Sonderweg,<sup>13</sup> der Organisierte Kapitalismus<sup>14</sup> und die Modernisierungstheorien<sup>15</sup> heute als Große Erzählungen überholt sind, so wurden dadurch Entwicklungslinien und Gesellschaftsstrukturen rekonstruiert, die das erkenntnisleitende Interesse eines Großteils der jüngeren Generation zu bestimmen vermochte, wobei Max Weber als absolute Autorität fungierte: Die starke Anbindung an Weber »stand in direktem Zusammenhang mit dem damaligen technikorientierten, rundum optimistischen Fortschrittsglauben, der von der Möglichkeit einer rationalen Beherrschung des Lebens und der Lebenswelt überzeugt war und der sein klassisches Symbol in der Mondlandung des Sommers 1969 erhielt.«<sup>16</sup> Befreiend wirkte die scharfe Kritik an den wilhelminischen Funktionseleiten, die Aufdeckung der Schwächen und Fehlhaltungen des Bürgertums, die ungeschminkte Analyse der wirtschaftlichen Machtinteressen, die Herausarbeitung präfaschistischer Tendenzen in wilhelminischer Zeit, die »Entdeckung« der Klassengesellschaft vor und im Ersten Weltkrieg, ferner die Einsicht in die historische Notwendigkeit einer starken Arbeiterbewegung und ihrer Konflikt- und Streikbereitschaft. Emanzipation, Demokratie und Aufklärung – das waren Wertbezüge, die in einer Zeit des gesellschaftlichen Aufbruchs große Zustimmung unter den jüngeren HistorikerInnen fanden, weil sie als Loslösung von den alten Verstehensmustern und als Aufforderung zur Kritik an Zuständen in Geschichte und Gegenwart verstanden wurden. Der Nachholbedarf war groß, denn im Vergleich zu

- 11 Fritz Fischer, *Griff nach der Weltmacht*, Düsseldorf 1961. Zur persönlichen und beruflichen Diffamierung Fischers durch einflussreiche Vertreter der älteren politischen Historiographie, wie Gerhard Ritter, Karl Dietrich Erdmann, Theodor Schieder und Hans Herzfeld, siehe Etzelmüller, *Sozialgeschichte*, S. 516 f.
- 12 Weitere Auseinandersetzungen entbrannten über die Deutsche Sonderwegsthese sowie über bestimmte Forschungsansätze bezüglich des »Dritten Reiches« (Intentionalisten vs. Strukturalisten/Funktionalisten).
- 13 Im Hinblick auf den Deutschen Sonderweg stellte sich mittelfristig der stark normative Ansatz als methodisches Problem dar. Zur relativ frühen Kritik siehe David Blackbourn/Geoff Eley, *The Peculiarities of German History. Bourgeois Society and Politics in 19th-Century*, Oxford 1984. Insbesondere Eley wurde mit großer Polemik überschüttet, obwohl diese Richtung sich mit ihrer den Deutschen Sonderweg relativierenden Analyse schließlich doch durchsetzte. Vgl. dazu auch die polemische Auseinandersetzung über die Studie von Geoff Eley, *Wilhelminismus, Nationalismus, Faschismus. Zur historischen Kontinuität in Deutschland*, Münster 1991 seitens Heinrich August Winkler, *Noch ein Historikerstreit*, in: *Die Zeit*, 22.3.1991; Hans-Ulrich Wehler, *Der deutsche Weg*, in: *FAZ*, 25.3.1991.
- 14 Siehe die Aufsatzsammlung herausgegeben von Heinrich August Winkler, *Organisierter Kapitalismus*, Göttingen 1973. Dieser Ansatz erwies sich für das 20. Jahrhundert als wenig brauchbar.
- 15 Hans-Ulrich Wehler, *Modernisierungstheorie und Geschichte*, Göttingen 1975.
- 16 Anselm Doering-Manteuffel, *Entwicklungslinien und Fragehorizonte in der Erforschung der Nachkriegsgeschichte*, in: Ders. (Hg.), *Adenauerzeit. Stand, Perspektiven und methodische Aufgaben der Zeitgeschichtsforschung (1945–1967)*, Bonn 1993, S. 6–30, hier S. 11.

den westeuropäischen Geschichtsschreibungen blieb die Kritische Sozialgeschichte bis in die sechziger Jahre noch immer schwach entwickelt.<sup>17</sup>

### Unorthodox-neomarxistische Strömungen – Studentenbewegung und Neue Linke

Nahezu zeitgleich zur Ausbreitung einer sich modern-kritisch verstehenden Sozialgeschichte begaben sich im Verlaufe der sechziger Jahre junge Wissenschaftler und solche, die es werden wollten, auf die Suche nach den Werken von linken »Klassikern«, wie Lukács, Marcuse, Reich und andere, die seit der NS-Zeit aus den Bibliotheken verschwunden und in der Adenauerzeit nicht nachgedruckt, geschweige denn diskutiert worden waren.<sup>18</sup> Um diesem geistigen Nachholbedarf abzuhelpfen, erschienen zahlreiche Raubdrucke. Doch dann veröffentlichten im Vorfeld, im Zuge und als Nachklang der Studentenbewegung renommierte Verlage sowohl die verschütteten Werke der »Klassiker« als auch neugeschriebene Texte, die sich mehr oder weniger an Marx orientierten. Der kulturelle Raum der Öffentlichkeit, zu dem auch die Literaturproduktion der Neuen Linken gehörte, weitete sich innerhalb weniger Jahre thematisch und perspektivisch enorm aus, wozu auch zahlreiche neugegründete linke Kleinverlage das Ihre beitrugen.

Zu einem der wichtigen Forschungsfelder wurde die deutsche Zeitgeschichte – von der Revolution 1918/19 bis zum Aufbau der Bundesrepublik.<sup>19</sup> Als besonders sensibel erwiesen sich die Faschismusanalysen. Aus der Sicht der linkskritischen WissenschaftlerInnen galt es, den Faschismus entsprechend einem an Marx orientierten Konzept über Typologien von Herrschaftssystemen zu untersuchen.<sup>20</sup> In deren Selbstverständnis sollte die Verwendung des Begriffs Faschismus nicht die NS-Zeit verharmlosen, obgleich der Holocaust damals – ähnlich wie bei den Trägern der Kritischen Sozialgeschichte – aus heutiger Perspektive erstaunlich wenig beachtet wurde. Vielmehr fungierte der Begriff als Abgrenzung zur »bürgerlichen Wissenschaft«, die damals noch hauptsächlich von phänomenologischen, hitlerzentrierten oder totalitarismusorientierten Denkmodellen beeinflusst erschien. Ins Zentrum der Diskussionen rückte die Frage, ob und gegebenenfalls inwiefern und aus welchen Gründen die oligopolistisch organisierte Großindustrie, die unter dem Kürzel »Monopole« ins Blickfeld geriet, die Hauptverantwortung für Entstehung und Entwicklung der NS-Herrschaft trug<sup>21</sup> und wie sich dies gegebenenfalls theoretisch erklären lasse. Auch

9

17 Stefan Berger, *Geschichten von der Nation. Einige vergleichende Thesen zur deutschen, englischen, französischen und italienischen Nationalgeschichtsschreibung seit 1800*, in: Conrad/Conrad, *Die Nation schreiben*, S. 49–77, hier S. 67.

18 Bernhard Blanke, *Die Marxsche Kritik und die »Krise des Marxismus«*, in: *Leviathan* (1983)2, S. 233–242, hier S. 236.

19 Auf die höchst problematischen Interpretationen über die Weimarer Republik und die Bundesrepublik kann hier aus Platzgründen leider nicht näher eingegangen werden.

20 Die Tendenz, dass bei der Suche eines gemeinsamen Nenners in Form der »bürgerlichen Gesellschaft« die Unterschiede der politischen Systeme eingegeben wurden, war schon damals vielfach kritisiert worden.

21 In der Argumentation spielte die Große Wirtschaftskrise eine entscheidende Rolle, die als ein Ereignis gewertet wurde, das den Kapitalismus an den Rand des Ruins gebracht habe. Erkenntnisziel war die innere Verbindung zwischen Faschismus und Kapitalismus, um damit die Verwerflichkeit des Kapitalismus als Wirtschaftssystem aufzuzeigen.

wenn die Bedeutung und Rolle der Großindustrie überschätzt worden sein mag,<sup>22</sup> so lag das damals Neue in dem Rückverweis des deutschen Faschismus auf gesellschaftlich tragende Kräfte.<sup>23</sup> Hierbei konnte an den auch in (links)bürgerlichen Kreisen unmittelbar nach Kriegsende verbreiteten Einsichten angeknüpft werden, die sich in der Horkheimerschen Redewendung niederschlugen, dass, wer vom Kapitalismus nicht sprechen wolle, über den Faschismus schweigen müsse. Auch stützte sich ein Teil der linken politikwissenschaftlichen Faschismusexperten auf ältere zunächst im Ausland veröffentlichte Faschismusanalysen von Emigranten, wie die von Ernst Fraenkel und Franz Neumann.<sup>24</sup>

Bundesrepublikanische GeschichtswissenschaftlerInnen ignorierten in der Regel die Analysen der Neuen Linken. Soweit sich die Historiker ihrerseits mit marxorientierten Geschichtsanalysen auseinander setzten, handelte es sich meist »nur« um Texte von Marxisten aus den Ostblockstaaten.<sup>25</sup> Erleichtert wurde dieses Ignorieren der bundesrepublikanischen neomarxistischen Geschichtswissenschaft – bei gleichzeitig stark polarisierter Stimmung –<sup>26</sup> auch dadurch, dass letztere meist von Politologen und nicht von Geschichtswissenschaftlern geschrieben wurden, zumindest von keinen, die im Kernbereich der »Zunft« oder der »Bielefelder Schule« verankert waren. Deshalb erzielten sie kaum Breitenwirkung innerhalb der Fachdisziplin, zumal es auch kein historiographisches Fachorgan für diese Forschungsrichtung gab.<sup>27</sup>

Zwischen den Vertretern der Kritischen Sozialgeschichte und jenen der Neuen Linken erfolgte keine offene Auseinandersetzung, was um so leichter möglich war, als sich erstere nicht so sehr mit der NS- und Zeitgeschichte, sondern hauptsächlich mit dem Kaiserreich beschäftigten und weil die These vom Deutschen Sonderweg sowie die scharfe Kritik der

22 Die neueren empirischen Forschungen bestätigen zwar die Relevanz der Wirtschaftseliten für das Funktionieren des Gesamtsystems, aber sie verabsolutieren diesen Einfluss nicht.

23 Zu denken ist in diesem Zusammenhang beispielsweise an Reinhard Kühnl, Formen bürgerlicher Herrschaft, Reinbek bei Hamburg 1971; Manfred Clemenz, Gesellschaftliche Ursprünge des Faschismus, Frankfurt a. M. 1972; Eike Hennig, Bürgerliche Gesellschaft und Faschismus in Deutschland. Ein Forschungsbericht, Frankfurt a. M. 1977; Bernhard Blanke/Ulrich Jürgens/Hans Kastendiek, Zur neueren marxistischen Diskussion über die Analyse von Form und Funktion des bürgerlichen Staates. Überlegungen zum Verhältnis von Politik und Ökonomie, in: Probleme des Klassenkampfes (1974)14/15, S. 51–105; Gert Schäfer, Ökonomische Bedingungen des Faschismus, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 15(1970)12, S. 1257–1267; Niels Kadritzke, Faschismus und Krise. Zum Verhältnis von Politik und Ökonomie im Nationalsozialismus, Frankfurt a. M. 1976; Alfred Sohn-Rethel, Ökonomie und Klassenstruktur des deutschen Faschismus, Frankfurt a. M. 1973.

24 Ernst Fraenkel, Der Doppelstaat, Frankfurt a. M. 1974; Franz Neumann, Behemoth. Struktur und Praxis des Nationalsozialismus, Frankfurt a. M. 1977 (dt. Übersetzung), mit einem Nachwort von Gert Schäfer, Franz Neumanns »Behemoth« und die heutige Faschismuskritik, S. 665–777.

25 Kockas Einleitung in seinem Buch »Klassengesellschaft im Ersten Weltkrieg«, in der er unter anderem über Marx und Weber vergleichend reflektierte, ist hier als eine Ausnahme anzusehen. Als Ausnahme ist auch der Aufsatz von Winkler zu betrachten: Heinrich August Winkler, Die »neue Linke« und der Faschismus. Zur Kritik neomarxistischer Theorien über den Nationalsozialismus, in: Ders., Revolution, Staat, Faschismus. Zur Revision des Historischen Materialismus, Göttingen 1978, S. 65–117.

26 Hans Günter Hockerts, Zeitgeschichte in Deutschland. Begriff, Methoden, Themenfelder, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 29–30/93 (16. Juli 1993), S. 3–19, hier S. 13.

27 Siehe auch das Editorial in: Das Argument, 70(1972), Sonderband.

Vertreter der Historischen Sozialwissenschaft gegenüber dem Wilhelminismus an die Thesen der Neomarxisten anknüpfbar erschienen.<sup>28</sup> Hinzu kamen »negative Gemeinsamkeiten« der beiden damaligen neuen Forschungsrichtungen, und zwar erstens in Bezug auf die beidseitige Distanz zum DDR-Marxismus sowie zum traditionellen Wissenschaftsbetrieb in der Bundesrepublik, zweitens durch die Fokussierung der Forschungen auf gesamtgesellschaftliche Strukturen und Prozesse, wobei hinsichtlich der NS-Zeit der Holocaust nicht ausreichend herausgestellt wurde, und drittens durch den Glauben an die Sinnhaftigkeit geschichtlicher Abläufe.

Die strukturellen Ähnlichkeiten der genannten Ansätze verhinderten auf beiden Seiten auch eine frühzeitige Rezeption jenes unorthodoxen sozialistischen Historikers, der schon 1963 einen gänzlich anderen Ansatz vorstellte. Gemeint ist E. P. Thompson mit seinem Buch »The Making«, jenem Werk, das den neuen Zeitgeist erfasste und prägte und deshalb in kurzer Zeit zum viel diskutierten Klassiker wurde, gleichwohl in deutscher Übersetzung erst im Jahre 1987 erschien.<sup>29</sup> Thompson gehörte zu einer Gruppe unorthodox denkender marxistischer Historiker in Großbritannien, wie auch Rodney Hilton, Christopher Hill, Eric J. Hobsbawm sowie der Kulturhistoriker Raymond Williams.<sup>30</sup> Thompsons Buch zeigte bereits damals die Chancen eines neuen erfahrungsorientierten Zugangs und einer »Geschichte von unten« auf, indem er unter anderem die alltags- und kulturgeschichtliche Bedeutung des Methodismus und der Populärkultur herausarbeitete.<sup>31</sup>

## II

- 28 Zum Beispiel die Forschungen zum so genannten Präfaschismus: Hans-Jürgen Puhle, Von der Agrarkrise zum Präfaschismus, Wiesbaden 1972.
- 29 Edward P. Thompson, *The Making of the English Working Class*, Harmondsworth 1963; Thompson gilt als der Gründer der New Left um 1960. Die deutsche Übersetzung erfolgte erst 1987 unter dem Titel: *Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse*, 2 Bde, Frankfurt a. M. 1987. Außer Lutz Niethammer gehörte zu den frühen Rezipienten Dieter Groh, Zur Einführung, in: Edward P. Thompson (Hg.), *Plebejische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts*, Frankfurt a. M. 1980, S. 5 ff.
- 30 Jürgen Osterhammel, Epochen der britischen Geschichtsschreibung, in: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulz (Hg.), *Geschichtsdiskurs*, Bd. 1: Grundlagen und Methoden der Historiographiegeschichte, Frankfurt a. M. 1993, S. 157–190, hier S. 178. Über Williams führt ein Weg zu den kulturwissenschaftlichen Arbeiten des *Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS)* in Birmingham (siehe auch weiter unten).
- 31 Kocka erwähnt allerdings 1977 »The Making« wenigstens kurz als »gelungenes Beispiel« der Arbeitergeschichtsschreibung, Jürgen Kocka, *Sozialgeschichte. Begriff – Entwicklung – Probleme*, Göttingen 1977, S. 162. Die weitgehend fehlende Rezeption Thompsons in der Bundesrepublik bis weit in die achtziger Jahre hinein ist auch für einen anderen transnational bekannten Wissenschaftler kennzeichnend. Gemeint ist der bekannte Repräsentant der Weltsystemforschung jener Zeit, Immanuel Wallerstein. Ähnlich wie im Falle Thompson blieb die Rezeption des schon seit den siebziger Jahren recht bekannt gewordenen Wissenschaftlers in Deutschland hinter jener von Frankreich und England weit zurück. Eine der Ausnahmen war die Gruppe am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen (Hans Medick, Jürgen Schlumbohm und Peter Kriedte) sowie der Osteuropa-Historiker Hans-Heinrich Nolte. Das erste Buch von Immanuel Wallerstein trug den Titel: *The Modern World System*, Bd. 1: *Capitalist Agriculture and the Origins of the European World-Economy in the Sixteenth Century*, New York 1974; Bd. 2 und Bd. 3 folgten 1980 und 1989; Hans-Heinrich Nolte, Zur Biographie und Rezeption Wallersteins in Deutschland, in: Immanuel Wallerstein, *Die Sozialwissenschaft »kaputtdenken«*. Die Grenzen der Paradigmen des 19. Jahrhunderts, dt. Ausgabe hrsg. von Hans-Heinrich Nolte, Weinheim 1995, S. 340–353, hier S. 342.

## Alltagsgeschichte/Geschichtswerkstätten

Kaum waren die neomarxistischen Strömungen abgeflaut, wurde die Geschichtswissenschaft durch die Alltagsgeschichte in neuer Weise herausgefordert. Wie alle *turns* machte auch die Alltagsgeschichte auf entscheidende Schwächen der traditionellen sowie der Kritischen Sozialgeschichte aufmerksam: Schon im Jahre 1980 formulierte Lutz Niethammer die wesentlichen Impulse, Zielsetzungen und Kontexte der Alltagsgeschichtsschreibung.<sup>32</sup> Er verwies auf die Subjektzentriertheit des Zugangs, die Wiederentdeckung der Subjektivität, das Interesse an den einfachen Dingen des täglichen Lebens, das »Nachspüren verborgener Widerstandspotentiale« und die »Faszination des Konkreten«.<sup>33</sup> Das Interesse der Alltagsgeschichtsschreibung galt vor allem den Arbeitern sowie den Rand- und Unterschichten. Bemerkenswert sind die zahlreichen Hinweise Niethammers auf Traditionen und anregende Trends in England, den USA und Frankreich. Er konstatierte schon damals die Bedeutung Althusser, Foucaults und Bourdieus für die Geschichtsschreibung, und selbstverständlich fiel auch sein Blick auf England, das heißt auf Thompson. Unter dem Einfluss Thompsons rückte der erfahrungsgeschichtliche Ansatz immer mehr in den Mittelpunkt,<sup>34</sup> wobei die Alltagshistoriker von den *grand narratives* Abschied nahmen.

Die Alltagsgeschichte stand mit der Geschichtswerkstattbewegung und dem vom Bundespräsidenten Heinemann initiierten Schülerwettbewerb der Körber-Stiftung in einem engen Zusammenhang. Die Geschichtswerkstätten, im Zuge der neuen sozialen Bewegungen um 1980 entstanden, orientierten sich an der englischen *history-workshop*-Bewegung und der schwedischen *Grabe-Wo-Du-stehst*-Bewegung sowie an der aus den USA importierten *Oral-History*-Methode.<sup>35</sup> Motiviert wurden die Geschichtswerkstätten erstens durch ihr Bestreben, die Gesellschaft zu demokratisieren und verstärkt auf die (lokale) Öffentlichkeit einzuwirken. Der Brandt'sche Slogan »Mehr Demokratie wagen« war noch nicht vergessen, die Selbstverwaltungsgremien an Universitäten und anderen Bildungseinrichtungen konnten demokratisiert werden, die Literaturproduzentenbewegung kämpfte um mehr Partizipation in den Verlagen.<sup>36</sup> Das Mitbestimmungsgesetz von 1972 und das Betriebsrätegesetz von 1976 vergrößerten die Mitspracherechte in der Wirtschaft. Diesem Zeitrend entsprechend bestand ein Anliegen der Werkstattbewegung erstens darin, auch nicht-universitär ausgebil-

32 Lutz Niethammer, Anmerkungen zur Alltagsgeschichte, in: *Geschichtsdidaktik* 5(1980)3, S. 231–242.

33 Ebd., S. 238; Volker Ullrich, Entdeckungsreise in den historischen Alltag. Versuch einer Annäherung an die neue Geschichtsbewegung, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* (1985)6, S. 403–414, hier S. 405; ferner Hannes Heer/Volker Ullrich (Hg.), *Geschichte entdecken. Erfahrungen und Projekte der neuen Geschichtsbewegung*, Reinbek bei Hamburg 1985. Hierin schrieben fast 50 AutorInnen aus dem In- und Ausland in kurzen Texten über die Chancen, die ihnen die neue Geschichtsbewegung bot.

34 Vgl. Hubert Chr. Ehalt (Hg.), *Geschichte von unten. Fragestellungen, Methoden und Projekte einer Geschichte des Alltags*, Wien 1984.

35 Die Internationalität der Bewegung betont auch Lutz Raphael, *Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme. Theorien, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart*, München 2003, S. 250. Die History Workshop-Bewegung gründete 1976 die Zeitschrift *History Workshop. A Journal of Socialist and Feminist Historians*. Hier wird die Verbindung von Alltags- und Frauengeschichte schon im Titel der Zeitschrift sichtbar. In der Bundesrepublik war die Verzahnung zwischen Alltags- und Frauengeschichte lockerer.

36 Vgl. Adelheid von Saldern, Markt für Marx. Literaturbetrieb und Lesebewegungen in der Bundesrepublik in den Sechziger- und Siebzigerjahren, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 44(2004), S. 149–180.



dete Laien in den Forschungsprozess einzubeziehen und die Interviewten als Partner ernst zu nehmen. Das anders gelagerte Verständnis von Wissenschaft, eine Art von »öffentlicher Wissenschaft« führte auch zu neuen Vermittlungs- und Darstellungsformen, wie Theater, Stadtführungen, Ausstellungen, Videos und Bilder-Büchern.

Die Werkstattbewegung hatte zweitens einen starken Lokalbezug. *Grabe, wo Du stehst*, gehörte zu den handlungsorientierenden Slogans.<sup>37</sup> 1988 gab es rund siebzig regionale und lokale Geschichtswerkstätten sowie Initiativen und Projekte, die teilweise im Kontext von Gewerkschaften, Parteien, Kirchen und Volkshochschulen agierten.<sup>38</sup> Ein zentrales Anliegen der zahlreichen Werkstätten bestand in der Schaffung alternativer Öffentlichkeiten und in der Aufdeckung dunkler Flecken der lokalen NS-Geschichte. Drittens ging es der Werkstattbewegung – wie ja auch der wissenschaftlich fundierten Alltagsgeschichtsschreibung – um die systematische Beachtung des großen Desiderats sowohl der Kritischen Sozialgeschichte als auch des westdeutschen Neomarxismus, nämlich um die Menschen, vor allem um die bis dahin namenlos Gebliebenen. Diese Zuwendung betraf vor allem die noch lebende Generation, die die NS-Zeit erfahren hatte. Erstmals wurden viele bis dahin kaum beachtete Zeitgenossen aufgesucht und nach ihren leidvollen Erlebnissen, vor allem wenn sie Opfer und Verfolgte des NS-Regimes waren, befragt. Die Geschichtsschreibung über die Judenverfolgung hat den Geschichtswerkstätten vor Ort viel zu verdanken,<sup>39</sup> allerdings nicht überall von Anfang an.

Aus der Retrospektive gesehen ist es vor allem den Geschichtswerkstätten zuzuschreiben, wenn sich damals durch die lokale Feldforschung die Geschichts- und Öffentlichkeitskultur im obigen Sinne veränderte.<sup>40</sup> Es waren hauptsächlich die Geschichtswerkstätten, die gegen die Deutungen der konventionell arbeitenden und vielfach im bürgerlichen Milieu befangenen Geschichtsvereine, die die kulturelle Deutungshoheit für die lokale Geschichte beanspruchten, erfolgreich ankämpften und dabei mehr und mehr die Stadtverwaltungen sowie einen Teil der Stadtarchive von der Relevanz ihrer Arbeit überzeugen konnten.<sup>41</sup>

Von den Vertretern der Kritischen Sozialgeschichte wurden die alternativen LokalhistorikerInnen abgekanzelt. Abfällig wurde vom »biedereren Hirsebrei der Alltagsgeschichte« und von »grünlich schillernden Seifenblasen« sowie von »Barfuß-Historikern« gesprochen, was

37 Sven Lindquist, *Grabe, wo du stehst*, in: Ehalt, *Geschichte von unten*, S. 295–304 (Original in schwedischer Sprache, 1978).

38 Die ersten beiden Treffen fanden 1980 und 1981 in Hannover und in Bremen statt. TeilnehmerInnen waren in Bremen u. a. Heinz-Gerhard Haupt, Hans-Heinrich Nolte, Adelheid von Saldern, Axel Schildt, Peter Schöttler und Irmgard Wilharm. Hierbei ging es primär um die Neugründung einer alternativen Zeitschrift. Die Vereinsgründung in Göttingen erfolgte im November 1982 – mit teilweise anderen Akteuren an der Spitze sowie einem zwischenzeitlich aufgebauten Netzwerk von beachtlicher Größe.

39 Siehe schon diverse Beiträge in Heer/Ullrich, *Geschichte entdecken*, insbesondere den Beitrag von Jochanan Shelliem, *Juden in Deutschland*, S. 232–241.

40 Konkrete Beispiele bei Thomas Lindenberger/Michael Wildt, *Radikale Pluralität. Geschichtswerkstätten als praktische Wissenschaftskritik*, in: *Archiv für Sozialgeschichte*, 39(1989), S. 393–411, hier S. 394 ff.; siehe auch *Geschichtswerkstätten gestern – heute – morgen. Bewegung! Stillstand. Aufbruch*, hrsg. von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg und der Galerie Morgenland/Geschichtswerkstatt Eimsbüttel, München 2004.

41 Die Tatsache, dass es sich hierbei auch um »Vereinnahmungsprozesse« gehandelt hat, betonen Lindenberger/Wildt, *Radikale Pluralität*, S. 409 f.

wohl soviel wie Armseligkeit bedeuten sollte.<sup>42</sup> Wie begrenzt ihre Wahrnehmung gegenüber dieser öffentlichkeitsorientierten Wissenschaftsbewegung war, wurde besonders deutlich, als man den Geschichtswerkstätten während des Historikerstreits eine revisionistische Position unterstellte, ohne gegenteilige Veröffentlichungen zur Kenntnis zu nehmen.<sup>43</sup> Die Kritiker der Alltagsgeschichte akzeptierten nicht, dass jede Forschungsrichtung, so auch die Geschichtswerkstättenbewegung, sich durch ein breites Spektrum an Qualitäten auszeichnete, vielmehr ›bissen‹ sie sich regelrecht an besonders leicht zu kritisierenden Punkten fest, so an der ›identitätsstiftenden Empathie‹, die aus der Arbeit zahlreicher WerkstättenInnen erkennbar sei.<sup>44</sup> Hiergegen zog man vereint zu Felde und proklamierte mit großer Verve, dass Geschichtswissenschaft untrennbar mit Aufklärung verbunden sei und nicht Gefahr laufen dürfe, »die Leistungen der okzidentalen Kultur« zu vernachlässigen.<sup>45</sup> Nicht gesehen wurde, dass viele Mitglieder der Geschichtswerkstätten auf ihre Weise ebenfalls an Aufklärung interessiert waren, in dem sie durch ihr engagiertes Eintreten gegen das bis dahin häufige Be-Schweigen der lokalen Dimension von NS-Verfolgungen zur Reflexion über die dunklen Seiten der »okzidentalen Kultur« beitrugen.<sup>46</sup>

Ein weiterer Einwand bezog sich auf den von den Sozialhistorikern konstatierten Verlust an Theorie und die vorgebliche Verabsolutierung des Konkretismus, durch die der Blick für das gesellschaftliche Ganze verloren gegangen sei. Die Folge seien Syntheseunfähigkeit, Pseudorealismus, Neoromantik und Neohistorismus.<sup>47</sup>

Es soll nicht in Abrede gestellt werden, dass die Alltagsgeschichte damals, wie andere Forschungsrichtungen, neben ihren Stärken auch methodische Schwächen aufwies, vielmehr

42 Hans-Ulrich Wehler, *Geschichte – von unten gesehen*, in: *Die Zeit*, 3.5.1985; zu weiteren Äußerungen dieser Art siehe den Rückblick auf die Geschichte der Geschichtswerkstätten von Lindenberger/Wildt, *Radikale Pluralität*.

43 Zu denken ist hier vor allem an Heide Gerstenberger/Dorothea Schmidt (Hg.), *Normalität oder Normalisierung? Geschichtswerkstätten und Faschismusanalyse*, Münster 1987.

44 Vgl. zur Auseinandersetzung um die Alltagsgeschichte die Kontroverse auf dem Berliner Historikertag 1984, dokumentiert in Franz-Josef Brüggemeier/Jürgen Kocka (Hg.), *Geschichte von unten – Geschichte von innen. Kontroversen um Alltagsgeschichte*, Fernuniversität Hagen 1986; Hans-Ulrich Wehler, *Neoromantik und Pseudorealismus in der neuen »Alltagsgeschichte«*, in: Ders., *Preußen ist wieder chic ... Politik und Polemik in zwanzig Essays*, Frankfurt a. M. 1983, S. 99–106.

45 FAZ, 9.10.1984; vgl. auch FR, 8.10.1984 und den Leserbrief von Hans-Ulrich Wehler mit der Überschrift »Tritt in die Rumpelkammer«, in: *Der Spiegel* 25(1985), S. 13.

46 Vgl. hierzu Jürgen Kocka, *Wider die historische Erinnerung, die Geborgenheit vorspiegelt. Geschichte als Aufklärung oder Geschichte als Identitätslieferant*, in: FR, 4.1.1988. Zum Beschweigen der lokalen NS-Geschichte siehe zum Beispiel Uta C. Schmidt, »[...] auf dem Berg, nicht hinter dem Berg zu Hause«. Die 700-Jahr-Feier der Stadt Lüdenscheid 1968, in: Adelheid von Saldern (Hg. unter Mitarbeit von Lu Seegers), *Inszenierter Stolz. Stadtrepräsentationen in drei deutschen Gesellschaften (1935–1975)*, Stuttgart 2005, S. 299–344.

47 Wehler, *Neoromantik*, bes. S. 102 f.; *Königsweg zu neuen Ufern oder Irrgarten der Illusionen? Die westdeutsche Alltagsgeschichte. Geschichte »von innen« und »von unten« (transatlantisch kursierendes Masch. Man. Bielefeld, 16. 11. 1984, schließlich veröffentlicht unter dem Titel: Alltagsgeschichte. Königsweg zu neuen Ufern oder Irrgarten der Illusionen?*, in: Ders., *Aus der Geschichte lernen*, München 1988, S. 130–151, S. 307–312; Jürgen Kocka, *Klassen und Kultur? Durchbrüche und Sackgassen in der Arbeitergeschichte*, in: *Merkur*, 36 (1982)10, S. 955–965, hier S. 959 f.; 965; sachlich-abwägend: Klaus Tenfelde, *Schwierigkeiten mit dem Alltag*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 10(1984), S. 376–394.

geht es um den Überschuss an Polemik und Überheblichkeit, der mit der Kritik seitens der zum Gralshüter avancierten Vertretern der Kritischen Sozialgeschichte oft einherging. In der Tatsache, dass die bundesrepublikanische Werkstattbewegung im internationalen Vergleich eher hinterherhinkte, als dass sie Vorreiter gewesen wäre, sah die Frankfurter Allgemeine Zeitung den Grund für die besondere Heftigkeit der Debatte: »Während im Ausland, vor allem in Frankreich, diese Fragen [gemeint sind die Fragen um die Alltagsgeschichte] längst zu einer stetigen Erweiterung der historischen Disziplinen beigetragen haben [...], werden die Dispute in Deutschland als *verspätete und deshalb um so heftiger geführte Nachholdebatten* ausgefochten.«<sup>48</sup> Warum die Verspätung die besondere Schärfe der Auseinandersetzung erklärt, wurde allerdings nicht erläutert.

Mit den Jahren veränderten die Vertreter der Kritischen Sozialgeschichte ihr Verhalten. Anstelle der radikalen Gegnerschaft trat das Bemühen, das in ihren Augen Fruchtbare der Alltagsgeschichte, nämlich die Dimension der Erfahrung, in die Sozialgeschichte zu integrieren und diese fortan gelegentlich auch als Erweiterte Sozialgeschichte zu etikettieren.<sup>49</sup> Erleichtert wurde der allerdings weiterhin verkrampt gebliebene Dialog durch die Spaltung der Geschichtswerkstattbewegung. Diese wurde nicht zuletzt durch die unterschiedlich eingeschätzte Frage ausgelöst, wie viel Professionalisierung für die Geschichtsschreibung notwendig und wünschenswert sei. Nach der Spaltung setzte sich in Form der Gruppe um die Zeitschrift *WerkstattGeschichte* eine zunehmende Verwissenschaftlichung der Alltagsgeschichtsschreibung und eine Ausdehnung des Themenspektrums und der Methoden durch.<sup>50</sup>

15

### Frauengeschichte – Neue Frauenbewegung

Wie die unorthodoxe-neomarxistische Historiographie und die Alltagsgeschichtsschreibung, so war auch die Frauengeschichtsschreibung aus einer sozialen Bewegung hervorgegangen bzw. mit einer solchen verbunden. Die ersten Ansätze in der Frauenforschung erfolgten schon anfangs der siebziger Jahre zusammen mit der neuen autonomen Frauenbewegung; der große Forschungsschub kam indessen seit den späten siebziger Jahren bzw. den frühen achtziger Jahren in Gang.

Die Wissenschaftlerinnen beanspruchten einen doppelten Selbstfindungsprozess: Dieser drückte sich zum einen in dem Bedürfnis aus, zunächst »unter sich« zu bleiben und in

48 FAZ, 9.10.1984; Hervorhebungen durch die Verf.

49 Eine kritisch-sachliche und dialogbereite Auseinandersetzung mit der Alltagsgeschichte siehe einige Jahre später bei Jürgen Kocka, *Sozialgeschichte*, 2. erw. Aufl., Göttingen 1986, Kap. 4, bes. S. 152–160, 162–174 (1. Auflage 1977).

50 Die Spaltung der Geschichtswerkstättenbewegung und ihrer Zeitschrift war die Folge. Siehe dazu den polemischen Tagungsbericht von Hans-Christian Dreßel über das Jahrestreffen der Geschichtswerkstätten in Hamburg 24.–26.5. 1990, in: *Bonner Geschichtswerkstatt* (Juli 1990) 2, S. 10–12; vgl. auch Harald Gesterkamp, »Barfuß-Historiker« ohne Boden, in: *FR*, 23.4.1992. Zur Verwissenschaftlichung und damit zur Verstetigung der Alltagsgeschichte trug das Buch von Alf Lüdtke (Hg.), *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, Frankfurt a. M./New York 1989 wesentlich bei. Die 1992 neugegründete Zeitschrift *WerkstattGeschichte*, die sich vom bundesdeutschen Verein nach »Auseinandersetzungen der vergangenen Jahre« losgelöst hatte, wurde das Forum für diesen Teil der AlltagshistorikerInnen (siehe das Editorial in Bd. 1 (1992)).

Zirkeln zu diskutieren, aus denen Männer ausgeschlossen waren.<sup>51</sup> Dafür sollte der Zusammenhang von Wissenschaft und Sozialbewegung erhalten bleiben.<sup>52</sup> Zum anderen handelte es sich um den Wunsch, das Feld der Frauenforschung von Frauen zu erkunden. Der erste Ausschluss von Männern in der Wissenschaftsgeschichte Deutschlands auf dem 3. Historikerinnen-Treffen in Bielefeld vom 10. bis 12. April 1981, an dem rund 200 Frauen teilnahmen, empfanden die Ausgeschlossenen als Eklat und behaupteten, dass ein solcher Vorfall nie in den USA hätte geschehen können.<sup>53</sup> Doch die Wissenschaftlerinnen konterteten und verwiesen darauf, dass gerade in den USA schon vor rund fünfzig Jahren eine Historikerinnen-Organisation gegründet worden sei, die sogar gut dotierte Tagungen abgehalten habe.<sup>54</sup>

Im Kampf um die »richtige« Historiographie relativierten wichtige Vertreter der Kritischen Sozialgeschichte unterschieden die Bedeutung einer Frauenforschung.<sup>55</sup> Sie gingen erstens von universalen Prinzipien kritischer Rationalität aus, die eine partikulare Geschichtsbetrachtung, wie Frauengeschichte, und dazu noch von Frauen für Frauen geschrieben, ausschließe. Ähnlich wie bei der Alltagsgeschichte wurden zweitens die methodischen Schwächen aus der Anfangszeit der Frauenforschung als Beweis für die Niederrangigkeit des gesamten Forschungsansatzes gewertet.<sup>56</sup> Der dritte Einwand richtete sich gegen den als unnötig angesehenen Paradigmenwechsel, weil das von der Kritischen Sozialgeschichte entwickelte Instrumentarium ausreiche, um auch Frauenaspekte aufzugreifen. Besonderer Stein des Anstoßes war vor allem die Verselbständigung der Frauenforschung als einer »eigenständigen Disziplin«. Angeboten wurde stattdessen, die bestehende Sozialgeschichte »durch frauengeschichtliche Fragestellungen, Forschungen und Ergebnisse stärker als bisher anzureichern.«<sup>57</sup> Insgesamt wurden ähnliche Handlungsstrategien wie gegenüber der Alltagsgeschichte deutlich: zunächst Diffamierung und Ablehnung, später Anreicherung und Einverleibung.

Wie auch schon gegenüber den unorthodoxen Linken und gegenüber der Alltagsgeschichte wurde der Ton der Kritiker von den Angegriffenen als äußerst aggressiv empfunden, und dies ließ bei ihnen den Eindruck entstehen: »Die bundesrepublikanische Geschichtsforschung

51 In diesem Zusammenhang sei der Hinweis erlaubt, dass im 19. Jahrhundert Frauenvereine in aller Regel von Männern geleitet wurden.

52 Gisela Bock, Frauenbewegung und Frauenuniversität. Die politische Bedeutung der Sommeruniversität, in: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976, Berlin, 2. Aufl. 1977, S. 15–22.

53 Gisela Bock, Frauenforschung – das Ende der Vernunft in der Geschichte?, in: Geschichtsdidaktik, 7(1982)3, S. 105–109, hier S. 104.

54 Die Berkshire Konferenz für *Women Historians* wurde 1928 gegründet.

55 Jürgen Kocka, Frauengeschichte zwischen Wissenschaft und Ideologie. Zu einer Kritik von Annette Kuhn, in: Geschichtsdidaktik, 1(1982), S. 90–104; Ders., Noch einmal. Frauengeschichte zwischen Wissenschaft und Ideologie, in: Geschichtsdidaktik, 7(1982)3, S. 329–330; Hans-Jürgen Puhle, Warum gibt es so wenige Historikerinnen?, in: Geschichte und Gesellschaft, 7(1981)3/4, S. 364–393, hier S. 387 f.; über Wehlers Einstellung berichtete Gisela Bock, Frauenforschung – das Ende der Vernunft in der Geschichte?, in: Geschichtsdidaktik, 7 (1982)3, S. 105–109 auf Grund eines Briefes von ihm und Jürgen Kocka an die Berliner Historikerinnen-Gruppe, der offensichtlich nicht veröffentlicht wurde.

56 Vor allem richteten sich die Bedenken gegen die Empathie, weil diese zu Lasten der methodischen Reflexion gingen, sowie gegen die ahistorische Auffassung vom allgegenwärtigen Patriarchat.

57 Kocka, Frauengeschichte, S. 103.

sung gehört zu den frauenfeindlichsten Institutionen.«<sup>58</sup> Die Berliner Historikerinnen-Gruppe klagte in einem offenen Brief an den Rektor der Universität Bielefeld anlässlich der erwähnten Männerausschließung über »einen heftigen Angriff, dessen Intention, Ton und Wortwahl die bisher üblichen Formen von Diskriminierung und Diffamierung von Frauen weit hinter sich ließen und eine neue Qualität der Gegenoffensive anzeigten.«<sup>59</sup>

Im internationalen Vergleich muss der Durchbruch der Frauengeschichtsschreibung und der Affront gegen sie wiederum – ebenso wie bei der Sozialgeschichte und der Alltagsgeschichte – als deutlich verspätet gelten.<sup>60</sup> Die Auseinandersetzungen in den USA um die Frauengeschichtsschreibung hatten nämlich schon im Kontext der Bürgerrechtsbewegung der sechziger Jahre stattgefunden.<sup>61</sup> Jedenfalls waren die Verfechterinnen von *Women's Studies* dort recht erfolgreich. Im Unterschied dazu traten die deutschen Historiker zu einem Zeitpunkt gegen die Frauenforschung an, als in den USA, England und Frankreich das Innovative dieser Forschungsrichtungen bereits anerkannt worden war. Offensichtlich hatte jedoch ein entsprechender Transfer vom Ausland in die Bundesrepublik nicht funktioniert, denn die Historikerinnen rannten in der Bundesrepublik keineswegs »offene Türen« ein. Gleichwohl geriet es den Vertreterinnen der deutschen Frauengeschichtsschreibung zum Vorteil, dass sie ihrerseits auf internationale Trends verweisen konnten. Hätte es nicht den Einfluss aus dem Ausland gegeben, es wäre um die Frauenforschung und Frauenförderung in Deutschland noch viel schlechter bestellt gewesen, und die Diffamierungen hätten wohl ein noch größeres Ausmaß angenommen.

Stattdessen wurde die Frauenforschung in den folgenden Jahren weitgehend marginalisiert.<sup>62</sup> Die universitäre Geschichtswissenschaft habe »über lange Jahre weniger mit vehementer Abwehr als vielmehr mit konsequentem Desinteresse« gehandelt, urteilten Karin Hausen und Heide Wunder aus der Retrospektive von 1992.<sup>63</sup> Und sie fuhrten fort: »Diese für innovative Forschungsansätze durchaus typischen anfänglichen Behinderungen wirkten sich auf die Entfaltung und wissenschaftliche Akzeptanz der Frauengeschichte allerdings in besonderem Maße störend aus. Frauengeschichte fand – anders als in den USA, wo in den 1970er Jahren in schneller Folge an zahlreichen Universitäten Zentren für *Women's Studies*

58 Es handelte sich um den Klappentext zur Dokumentation des 3. Historikerinnentreffens in Bielefeld, zit. nach Annette Kuhn, Gibt es eine nicht-autonome Wissenschaft? Polemische Anmerkungen zur Kritik von Jürgen Kocka, in: *Geschichtsdidaktik*, 7 (1982), S. 325–330, hier S. 325.

59 Berliner Historikerinnen-Gruppe, 21. Mai 1981, Offener Brief an den Rektor der Universität Bielefeld, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 5(1981), S. 124–127, hier S. 124.

60 Ute Frevert, *Bewegung und Disziplin in der Frauengeschichte. Ein Forschungsbericht*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 14(1988), S. 240–262, hier S. 240.

61 Michael Schmidtke, *Der Aufbruch der jungen Intelligenz. Die 68er Jahre in der Bundesrepublik und in den USA*, Frankfurt a.M. 2003, S. 296. Allerdings waren damals auch die Rahmenbedingungen in den USA anders geartet. Dort fiel die Debatte über die Förderung von Frauenforschung zeitlich mit einer Phase wirtschaftlicher Expansion zusammen, in der mehr Mittel verteilt werden konnten, während in Deutschland die Auseinandersetzung um die Frauenforschung zu einem Zeitpunkt stattfand, als bereits Gelder und Stellen gestrichen wurden. Bock, *Frauenforschung*, S. 108.

62 Vgl. Ute Frevert/Thomas Schuler, *Frauen in der Geschichte und in der Geschichtswissenschaft*, in: *Geschichtsdidaktik*, 7(1982), S. 331–337, hier S. 331.

63 Karin Hausen/Heide Wunder, *Einleitung*, in: Dies. (Hg.), *Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte*, Frankfurt a.M. 1992, S. 9–18, hier S. 9.

eingerrichtet worden waren – innerhalb der deutschen Universitäten und Forschungseinrichtungen lange Zeit kaum einen institutionellen und personellen Stützpunkt.«<sup>64</sup>

Im Vergleich zur scharfen Polemik gegenüber der Alltagsgeschichte war das Be-Schweigen der Frauengeschichte auffällig. Ute Frevert führte dies darauf zurück, dass Alltagsgeschichte und Kritische Sozialgeschichte – im Unterschied zur Frauengeschichte – ähnliche inhaltliche Bezugspunkte aufweisen »und sich in prinzipiell identischen politischen Wertigkeiten« bewegen.<sup>65</sup> Da half es auch nicht viel, dass die Frauengeschichtsschreibung andersartige Quellen erschloss, methodisch-analytisch neue Wege beschritt, zusehends an Reflexions- und Innovationskraft gewann, ihre Eigenständigkeit unter Beweis stellte und ihre Konzeption in Richtung Geschlechtergeschichte erweiterte:<sup>66</sup> Geschlecht, verstanden als eine soziale Konstruktion, führe geradewegs zu Kernfragen der jeweiligen Gesellschaft.

### Neue Kulturgeschichte – jenseits wissenschaftlicher Autoritäten und Konventionen

Schließlich kam eine weitere Herausforderung in Form der Neuen Kulturgeschichte auf die Geschichtswissenschaft zu. Entstanden im Zuge der Postmoderne bzw. des Poststrukturalismus, fußte diese, wie auch schon die anderen neuen Forschungsrichtungen in der Geschichtswissenschaft, auf gesellschaftlichen Entwicklungen und deren geistesgeschichtlichen Verarbeitungen. Dazu gehörte eine reaktualisierte<sup>67</sup> Sensibilität und Reflexivität in Bezug auf die Ambivalenzen vieler Modernisierungsprozesse. Ähnlich wie bei der Alltags- und Frauengeschichte führten solche theoretischen Anbindungen zu einer verstärkten Beschäftigung mit Modernisierungsverlierern und den sozialen Kosten von Modernisierungsprozessen. Hinzu kamen Fragen nach Repräsentation und Sinnstiftung, nach Deutungsmustern und Aneignungsweisen, nach Erinnerung und Gedächtnis. Dadurch konnten

64 Ebd., S. 10. Eine Ausnahme ist wieder Lutz Niethammer und das an der Fernuniversität Hagen entwickelte Curriculum der achtziger Jahre.

65 Frevert, *Bewegung*, S. 243. Dort finden sich auch weitere Informationen. Auffallend ist, dass sich in den hier ins Visier genommenen vierzig Jahren der Zusammenhang zwischen sozialen Bewegungen und neuen geschichtswissenschaftlichen Trends immer mehr gelockert hat. In den sechziger Jahren konnte man cum grano salis noch davon ausgehen, dass die Kritische Sozialgeschichte von Sozialliberalen und Sozialdemokraten und die unorthodox-neomarxistische Forschungsrichtung von Linkssozialdemokraten bzw. Sozialisten getragen wurde. Bei den VertreterInnen der Alltagsgeschichtsschreibung war ein Trend zu den Grünen erkennbar, soweit man oder frau nicht im sozialdemokratischen Milieu verblieb. Die Vertreterinnen der Frauengeschichtsschreibung operierten schon jenseits von politischen Parteien und politischen Milieus und bauten ihre eigenen überparteilichen Netzwerke auf. Und unter dem Label der Neuen Kulturgeschichte konnten und können sich schließlich ganz verschiedene politische Anbindungen verbergen.

66 Über die konkrete Bedeutung der *Gender*-Forschung für die Geschichtsschreibung siehe u. a. Jutta Schwarzkopf/Adelheid von Saldern/Silke Lesemann, *Geschlechtergeschichte. Von der Nische in den Mainstream*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 50(2002)6, S. 485–504. Allerdings fehlte in der BRD ein Impuls, der in den USA stark zu Buche schlug, nämlich die analytische Verkoppelung von *gender* und *race*, wodurch die amerikanische Geschichtsschreibung einen zusätzlich großen Innovationsschub erhielt.

67 Schon von Adorno/Horkheimer wurde das Umbrechen der Moderne in die Barbarei thematisiert. Max Horkheimer/Theodor W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung*, Frankfurt a. M. 1971 (ursprüngliche Fassung 1944).

Herrschaftspraktiken und Machtstrukturen hinsichtlich ihrer möglichen Wirkungskraft analytisch subtiler als vordem eingefangen werden. Der *linguistic turn* führte dazu, dass den Texten eine gesteigerte Wertschätzung für die Historiographie entgegengebracht und die soziale Konstruktion von Wirklichkeiten in den Mittelpunkt gerückt wurde.<sup>68</sup>

Ein weiteres wichtiges Einflussreservoir für die Neue Kulturgeschichte lag in der ethnologisch orientierten Mikrogeschichte im Gefolge von Carlo Ginzburg, Carlo Poni Clifford Geertz u. a.<sup>69</sup> Die Ethnologie war eine der wichtigen Quellen für einen neuen Kulturbegriff, der die Produktion und Reproduktion der Lebenswelten hinsichtlich ihrer damit jeweils verbundenen Sinnsetzungen und Deutungsmustern sowie den Aneignungsweisen in den Mittelpunkt rückte. Hierbei wurde auch in andersartiger Weise über die Blicke der BeobachterInnen auf das Fremde und die Fremden reflektiert. Ein solcher sozialanthropologischer Ansatz stieß auf Distanz und Misstrauen bei den Vertretern der Kritischen Sozialwissenschaft, wie aus Wehlers Resümee hervorgeht: »Überdies gibt es zur Zeit bei den auf die Ethnologie fixierten Historikern eine kokettierende Beliebigkeit in der additiven Häufung von Berichten über Kabylen<sup>70</sup> und Neufundländer,<sup>71</sup> über philippinische Kopffäger<sup>72</sup> und provencalische Bauern.<sup>73</sup> Man kann aus der soziokulturellen Vielfalt der Welt zweifellos unentwegt lernen, – dass die Welt bunt ist wussten Thukydides und Herodot aber auch schon. Welche erhellenden Fragen aus der Ethnologie für die Geschichtswissenschaft destilliert werden können, welche Projekte sie besser als andere Nachbarwissenschaften an-

68 Auch sollte auf den Einfluss der *Cultural Studies* auf die Neue Kulturgeschichte verwiesen werden. Bereits 1968 wurde in Birmingham das *Centre for Contemporary Cultural Studies* (CCCS) unter der Leitung von Stuart Hall und Richard Hoggart gegründet. In den USA entstanden die *Cultural Studies* ebenfalls schon im Kontext der Bürgerrechtsbewegung der sechziger Jahre. Schmidtke, *Der Aufbruch*, S. 296; Michael Denning, *The Academic Left and the Rise of Cultural Studies*, in: *Radical History Review* (1992), S. 21–47, hier S. 34 ff. Später entwickelten diese sich in unterschiedliche Richtungen weiter. Zu den Aneignungsweisen als einer »zweiten Produktion« siehe auch die Studie von Michel de Certeau, *Kunst des Handelns*, Berlin 1988.

69 Carlo Ginzburg, *Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600*, Berlin 1990 (original: ital. 1976); Carlo Ginzburg/Carlo Poni, Was ist Mikrogeschichte, in: *Geschichtswerkstatt*, 6(1986), S. 48–52; Clifford Geertz, *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt a. M. 1987; Hans Medick, *Missionare im Ruderboot. Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 10(1984), S. 295–319. Ein Zentrum dieser neuen Forschungsrichtung lag im Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen.

70 Gemeint ist damals wohl Pierre Bourdieu, *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1979 (deutsche Ausgabe).

71 Hier wurden die Forschungen von Gerald M. Sider ins Visier genommen: Gerald M. Sider, *Culture and class in anthropology and history. A Newfoundland illustration*, Cambridge 1986. Ein Aufsatz von ihm erschien schon 1985 in Robert M. Berdahl, *Klassen und Kultur. Sozialanthropologische Perspektiven in der Geschichtsschreibung*, Frankfurt a. M. 1982, S. 108–156.

72 Damit spielte er wohl auf die Studie von Rosaldo an: Renato Rosaldo, *Zur Ethnographie und Geschichte der Ilongot-Kopffäger*, in: Berdahl, *Klassen und Kultur*, S. 288–320.

73 Vermutlich bezog er sich auf eine Studie von Emmanuel Le Roy Ladurie, *Die Bauern des Languedoc* (1969), dt. Ausg. Darmstadt 1985.

leiten kann, das bleibt noch in Ruhe abzuwarten.«<sup>74</sup> Doch dieses in Ruhe-Abwarten führte zu keinem fruchtbaren Dialog, sondern zu einer eher feindseligen Distanz.<sup>75</sup>

Stein des Anstoßes waren und sind ferner die neuen, ungewohnten und als nebensächlich angesehenen Themen, die im Rahmen der Neuen Kulturgeschichte infolge dezentralisierter Gesichtssicht zur Untersuchung anstanden. Brachten die Alltags- und Geschlechtergeschichte schon andersartige Themen in die (Fach-)Öffentlichkeit, so erweiterte sich das Spektrum im Zuge der Neuen Kulturgeschichte noch stärker. Tier, Natur und Umwelt, Symbole, Inszenierungen und Rituale, Wahnsinn und Körper,<sup>76</sup> Langeweile und Vertrauen, Generation und Generationalität sowie Themen aus allen Nachbarfächern – von der Wissenschaftsgeschichte bis hin zur Medien- und Architekturgeschichte – faszinierten die HistorikerInnen zunehmend als Untersuchungsgegenstände. Auf die Besorgnisse der »Gralshüter« des Faches, dass auf diese Weise das Fach Geschichte Gefahr laufe, sich zu sehr aufzusplittern, reagierten die der Neuen Kulturgeschichte verpflichteten HistorikerInnen mit dem Argument, dass eine solche Entwicklung angesichts des Endes der *grand narratives* unvermeidlich bzw. gar erwünscht sei.

Auch die Verabschiedung von wissenschaftlichen Autoritäten kanonischen Charakters und die Selbstreflexion als HistorikerInnen und ihrer Arbeitsweise stießen auf Vorbehalte, die Ute Daniel wie folgt auf den Punkt brachte: »In der Auseinandersetzung darüber, ob diese meist unreflektierten Kernbestände des wissenschaftlichen *Procedere* zu historisieren bzw. zu kontextualisieren (bzw. überhaupt zu erwähnen) seien oder ob man – *horribile dictu* – »die wissenschaftliche Arbeit zur Prostituierten« [Wehler] macht, wenn man die wissenschaftlich Arbeitenden als Handelnde und Einflussnehmende statt als interesselose Beobachter in den Blick nimmt, scheiden sich die Geister. Die Antwort auf diese Frage trennt offensichtlich bis heute zwei grundverschiedene Wissenschaftskulturen.«<sup>77</sup>

Hinsichtlich der Neuen Kulturgeschichte gilt auch das, was über die anderen neuen Forschungsrichtungen schon gesagt wurde: Kennzeichnend ist die späte Durchsetzung, die stark verzögerte Rezeption von einschlägigen Theoretikern, nicht nur, wie erwähnt, der Studie von Thompson, sondern auch der Werke von Pierre Bourdieu, Michel Foucault, Hayden White und anderen.<sup>78</sup>

74 Wehler, *Geschichte – von unten gesehen*, in: *Die Zeit*, 3. Mai 1985.

75 Thomas Welskopp, *Grenzüberschreitungen. Deutsche Sozialgeschichte zwischen den dreißiger und den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts*, in: Conrad/Conrad, *Die Nation schreiben*, S. 296–332, hier S. 331.

76 Dazu siehe die Pionierarbeit von Barbara Duden. *Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730*, Stuttgart 1987; neuerdings: Philipp Sarasin, *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765–1914*, Frankfurt a. M. 2001.

77 Ute Daniel, *Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter*, Frankfurt a. M. 2001, S. 463. Eine Analyse der sozialen und kulturellen Herkunft der bundesdeutschen HistorikerInnen würde vermutlich signifikante Unterschiede im Vergleich zu den USA ans Tageslicht bringen. Ansätze dazu bei Hohls/Jaraus, *Versäumte Fragen*, *passim*.

78 Das erste Buch von Pierre Bourdieu wurde schon 1970 in deutsch veröffentlicht. Ders., *Zur Soziologie der symbolischen Formen*, Frankfurt a. M. 1970. Im Jahre 1972 erschien bereits im Suhrkamp Verlag die erste deutsche Übersetzung von Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge*. Die »rote Karte« erhielt Foucault jedoch erst fast dreißig Jahre später durch Hans-Ulrich Wehler, Michel Foucault. Die »Disziplinargesellschaft« als Geschöpf der Diskurse, der Machttechniken und der Bio-Politik, in: Ders., *Die Herausforderung der Kulturgeschichte*, München 1998, S. 45–95. Die Langsamkeit der Rezeption Foucaults wurde auch konstatiert von Jürgen Martuschkat, *Geschichte schreiben mit Foucault – eine Einleitung*, in: Ders. (Hg.), *Geschichte*



Schließlich ist im Umgang mit der Neuen Kulturgeschichte das vertraute Muster wiederzuerkennen, das schon die Einstellung gegenüber der Alltags- und Frauengeschichte charakterisierte: Gemeint ist das Bestreben, sich die Weiterentwicklung des Faches nicht aus der Hand nehmen zu lassen, sondern selbst bzw. durch das eigene Klientel Marksteine zu setzen, wobei die Vorreiter des Paradigmenwechsels dann häufig nicht mehr zitiert wurden.

Als Zwischenfazit lässt sich feststellen: Während sich die Vertreter der Kritischen Sozialgeschichte mit den noch immer machtvollen Repräsentanten der »alten« Politikgeschichte in einem mühsam ausbalancierten Feld gegeneinander wirkender Kräfte etablierten und »nur« bei bestimmten interpretativen Überschreitungen, wie beim so genannten Historikerstreit, der offene Deutungskampf ausbrach, waren ausgerechnet sie es, die maßgeblich die Abwehrkämpfe, dann die Vereinnahmungsversuche gegenüber den neuen Forschungsrichtungen führten. Die Abwehrkämpfe erbitterten, weil sie überdimensioniert polemisch wirkten, selbst wenn die Akteure dies nicht immer so gemeint haben sollten. Die schließlich doch erfolgte Dialogbereitschaft lässt aus der Retrospektive die anfänglichen Abwehrkämpfe als überflüssig erscheinen.

## 2. Auf der Suche nach den Gründen

Die Frage stellt sich, worin die Gründe für die verspätete und besonders heftig geführte Abwehr gegenüber Innovationen und der Etablierung von neuen Forschungsrichtungen während der vergangenen vierzig Jahren gelegen haben könnten.<sup>79</sup> Einige Thesen, die den allgemeinen politischen Hintergrund, die Wissenskulturen und Forschungsförderungen sowie außerfachliche Öffentlichkeiten betreffen, werden im Folgenden zur Diskussion gestellt.<sup>80</sup>

schreiben mit Foucault, Frankfurt a. M./New York 2002, S. 7–28, hier S. 7. Hayden White wurde in Deutschland ebenfalls sehr spät rezipiert. Wolfgang Weber, Hayden White in Deutschland, in: *Storia della storiografia*, 25 (1994), S. 89–102, hier S. 89f. Sein 1973 erschienenes Werk *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa* erschien erst 1991 in deutscher Übersetzung bei Fischer/Frankfurt a. M.

79 Ähnliche Überlegungen bei Lutz Raphael, *Der Beruf des Historikers seit 1945*, in: Christoph Cornelißen, *Geschichtswissenschaften. Eine Einführung*, Frankfurt a. M. 2000, S. 39–52.

80 Der folgende Teil beruht zum einen auf der Sekundärliteratur, zum anderen auf einem durch emails und Telefongespräche zustande gekommenen Gedankenaustausch um die Jahreswende 2001/2002 mit rund dreißig älteren und jüngeren KollegInnen aus dem In- und Ausland, die sich zu dieser Zeit in recht verschiedenen Positionen befanden, sowie einem Lektor eines für die Geschichtswissenschaft relevanten Verlages. Ihnen allen danke ich sehr herzlich für ihre Meinungsäußerungen und die Ermunterungen, ein solches Themenfeld aufzureißen. Selbstredend ist die Auswahl nicht repräsentativ.

## Politische Kontexte

Obwohl die Kritische Sozialgeschichte durchaus Vergleiche mit anderen Ländern anstrebte,<sup>81</sup> blieb das Gros der produzierten Literatur der Nationalgeschichte verpflichtet, was nicht verwundert, wenn man bedenkt, dass der Nachholbedarf nach 1960 enorm groß war.<sup>82</sup> Die These vom Deutschen Sonderweg – obwohl aus Vergleichen resultierend – bewirkte in der Praxis eine Fokussierung auf deutsche Geschichte. Die NS-Zeit stand außerdem wie ein erratischer Block im Raum der Geschichtswissenschaft und machte einen freieren und experimentelleren Umgang mit der Vergangenheit unter vergleichenden Perspektiven schwierig.<sup>83</sup> Die Tendenz der deutschen Geschichtsschreibung, um sich selber zu kreisen,<sup>84</sup> wurde durch die Aufarbeitung der DDR-Geschichte seit 1989 noch einmal verstärkt.<sup>85</sup>

## 22

- 81 Vgl. zum Beispiel Hans-Ulrich Wehler, Einleitung, in: Ders. (Hg.), *Geschichte und Soziologie*, Köln 1972, S. 24; Hans-Jürgen Puhle, *Theorien in der Praxis des vergleichenden Historikers*, in: Jürgen Kocka/Thomas Nipperdey (Hg.), *Theorie und Erzählung in der Geschichte*, München 1979, S. 119–136.
- 82 Vgl. Lutz Raphael, *Anstelle eines »Editorials«*, *Nationalzentrierte Sozialgeschichte in programmatischer Absicht: Die Zeitschrift Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft* in den ersten 25 Jahren ihres Bestehens, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 25(1999)1, S. 5–37; Konrad K. Jarausch, *Shattered Past. Reconstructing German histories*, Princeton 2003, S. 46 ff.
- 83 Schreiben von Michael Wildt an die Verf., 31.9.2003; vgl. Konrad H. Jarausch/Martin Sabrow, *»Meistererzählung« – Zur Karriere eines Begriffes*, in: Dies. (Hg.), *Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945*, S. 9–32, hier S. 11. Dem widerspricht nicht, dass die Holocaust-Forschung in der Bundesrepublik sehr spät einsetzte. Die Prinzipien politischer Korrektheit spielten generell in der Analyse der Zeitgeschichte eine größere Rolle – und das nicht bloß in Deutschland, sondern beispielsweise auch in Frankreich. Deshalb ist es wohl ebenfalls kein Zufall, dass sich viele Innovationen des Faches auf die Frühe Neuzeit bezogen.
- 84 Vgl. auch Welskopp, *Grenzüberschreitungen*, S. 331. Die fehlende Weltoffenheit kann auch in einen Zusammenhang mit der Vertreibung und Ermordung der deutschen Juden gebracht werden. Denn es waren gerade die deutschen Juden des frühen 20. Jahrhunderts, »die überdurchschnittlich zum intellektuellen Leben im allgemeinen, aber auch zur Weltoffenheit im einzelnen« beigetragen haben. Nolte, *Zur Biographie*, S. 343. Der Eindruck, dass die deutsche Geschichtswissenschaft stark selbstbezogen war, wird durch die »Erfolgsbilanz«, die Kaelble vorlegt, freilich nicht bestätigt: Hartmut Kaelble, *Vergleichende Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Forschungen europäischer Historiker*, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* (1993) 1. Halbjahresband, S. 173–200. Kaelble nimmt allerdings die europäische und nicht allein die deutsche Forschung in den Blick.
- 85 Dies hängt nicht zuletzt mit dem historisch einmaligen Fundus des Quellenmaterials zusammen. Allerdings soll die Vergleichende Geschichtsschreibung in Deutschland gleichwohl stärker als in Frankreich und in Italien entwickelt worden sein. Haupt/Kocka, *Historischer Vergleich*, S. 21. Vergleichende Geschichtsschreibung hat und wird fortan auch in der in Deutschland betriebenen Forschung zunehmend an Bedeutung gewinnen und damit wird die deutsche Geschichte genauer justiert werden können. Dazu siehe die gut begründeten Forderungen von Hartmut Kaelble, *Der historische Vergleich. Eine Einführung zum 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 1999; Michael Werner/Bénédicte Zimmermann, *Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der Histoire croisée und die Herausforderung des Transnationalen*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 28(2002)4, S. 607–636. Die neuen Tendenzen in der bundesdeutschen Geschichtsschreibung stehen im Kontext veränderter Sinnhorizonte der HistorikerInnen – nicht zuletzt eine Folge zunehmend erfahrbarer Globalisierung. Diese Zusammenhänge werden sicherlich eines Tages aus der Retrospektive genau analysiert werden.

Zudem hat der Kalte Krieg, der nicht vor den Toren der Wissenschaften Halt machte, gerade in der Bundesrepublik eine große Rolle gespielt und dazu beigetragen, dass in der hiesigen Geschichtswissenschaft – im Unterschied zu Großbritannien – in den sechziger und siebziger Jahren unorthodox-neomarxistische Gesellschaftsanalysen meist nicht (kritisch) rezipiert worden sind und sich deshalb zu dieser Forschungsrichtung keine »gelassene, abwägende und seriöse Forschungstradition« entwickeln konnte.<sup>86</sup> Der Nationalsozialismus und der deutsch-deutsche Kalte Krieg »eigneten sich [...] denkbar schlecht als erfahrungsmäßiger Resonanzboden für die angelsächsische Art einer engagierten Sozialgeschichte, hingegen um so besser für modernisierungstheoretisch und technokratisch angehauchte Sichtweisen.«<sup>87</sup> Die Wiederentdeckung der politischen Ökonomie durch unorthodoxe Neomarxisten stieß allerdings nicht nur wegen des Kalten Krieges auf heftigen Widerstand, sondern weil hierdurch auch die zentrale Identitätskomponente der jungen Bundesrepublik, das wirtschaftliche und politische Aufbauwerk, ins Mark getroffen wurde.<sup>88</sup>

Ferner fehlte in der alten Bundesrepublik weitgehend ein globaler Deutungshorizont. Während in der neueren Geschichtswissenschaft ab den sechziger Jahren die Bearbeitung der eigenen Nationalgeschichte den Fokus bildete und sich hierin auch die hauptsächlich nach innen gerichtete bundesrepublikanische Politik widerspiegelte, haben die USA seit 1918 und vermehrt seit 1945 ein globales Interesse an den Tag gelegt, das sich auch in der Zusammensetzung der Institute, der Lehrpläne und der Kollegenschaft niederschlug. Nicht die Tiefe, sondern die Weite des Blicks trat in den Vordergrund.<sup>89</sup> Dafür standen dann auch die notwendigen Ressourcen zur Verfügung. So entfielen in den USA in den siebziger Jahren sechsmal so viele professionelle Historiker pro Kopf der Bevölkerung als in Deutschland.<sup>90</sup>

## Wissenschaftskulturen

Eine weitere Besonderheit in der Bundesrepublik lag im Beharren auf den universalistischen Prinzipien von Rationalität, ein Argument, das vor allem im Kampf gegen die Frauenforschung eine bedeutsame Rolle spielte und hier zu einem Innovationsstau führte. Die Hochhaltung hehrer Wissenschaftsprinzipien wäre, so eine der damaligen Verfechterinnen der neuen Frauenforschung, typisch für deutsche Betrachtungsweisen, die in der »pragmatischeren akademischen Kultur der USA und in der politisch bewussteren Italiens viel eher

86 So äußerte sich ein Teilnehmer der virtuellen Gesprächsrunde. An der Sorbonne-Universität lehrte zum Beispiel seit 1965 der französische Marxist und Historiker Pierre Vilar. Vgl. auch Raphael, *Der Beruf*, S. 48; Schreiben Michael Wildts an die Verf., 31.8.2003.

87 Thomas Lindenberger, *Empirisches Idiom und deutsches Unverständnis. Anmerkungen zur westdeutschen Rezeption von E.P. Thompsons »The Making of the English Working Class«*, in: Stefan Berger/Peter Lambert/Peter Schumann (Hg.), *Historikerdialoge. Geschichte, Mythos und Gedächtnis im deutsch-britischen kulturellen Austausch 1750–2000*, Göttingen 2003, S. 439–456, hier S. 456.

88 So auch Helmut König, *Die Zukunft der Vergangenheit. Der Nationalsozialismus im politischen Bewusstsein der Bundesrepublik*, Frankfurt a. M. 2003, S. 34.

89 Diese Entwicklung begann in den USA allerdings schon nach dem Ersten Weltkrieg, als die Kurse über *Western Civilisation* eingeführt wurden.

90 In Großbritannien betrug die Quote zwei ein halb Mal so viel, und in Frankreich war die Situation auch besser als in der Bundesrepublik. Hans-Ulrich Wehler, *Geschichtswissenschaft heute*, in: Jürgen Habermas, *Stichworte zur »Geistigen Situation der Zeit«*, Bd. 2: *Politik und Kultur*, Frankfurt a. M. 1979, S. 709–753, hier S. 740.

als abstrus gelten als der Anspruch von Frauen, ihre historischen Ergebnisse auszutauschen oder sich gar zu organisieren.<sup>91</sup> Die Berliner Historikerinnen-Gruppe vertrat die Auffassung, dass sich hinter dem »Schleier der ›Universalität‹« vermutlich nur die »tatsächliche Partikularität und Parteilichkeit auf Männerseite« verberge.<sup>92</sup> Dass die einseitige Fixierung auf Max Weber, die bei vielen modernen Sozialhistorikern erkennbar ist, zu einer Abschließung gegenüber anderen innovativen Impulsen im Zusammenhang mit *gender*, *race* und *culture* geführt hat, wurde zwar immer wieder von den von mir interviewten HistorikerInnen hervorgehoben, bedürfte aber noch einer genaueren empirischen und theoretischen Beweisführung.

24 Gemäß hehrer Wissenschaftsprinzipien war in dem hier behandelten Untersuchungszeitraum die Kluft zwischen Professionellen und Laien in der Bundesrepublik besonders groß. Die »Zunft« der Historiker wollte unter allen Umständen die von ihnen als Qualitätsstandards definierten Normen eingehalten sehen,<sup>93</sup> was sich auch in der Wissenschaftssprache ausdrückte. Das machte sich in der Gegnerschaft zu allen auf die Geschichtswissenschaft einwirkenden sozialen Bewegungen, insbesondere in Bezug auf die Alltagsgeschichte besonders bemerkbar. Ein Blick auf Großbritannien lässt erkennen, dass dort die Kluft zwischen Universitätsbetrieb und Laieninteressen wohl kleiner gewesen ist, was vor allem die Anerkennung der Alltagsgeschichte im universitären Bereich erleichtert hat. Man denke an die *Open-University*-Tradition und an die Tatsache, dass anfänglich die *History Workshop*-Konferenzen im renommierten Ruskin-College in Oxford stattgefunden haben.<sup>94</sup> Sozialistisch eingestellte britische HistorikerInnen suchten ihrerseits den Kontakt zu Arbeitern, interessierten sich für deren Erfahrungen und nahmen sie ernst, was die Durchsetzungschancen britisch-sozialistischer Geschichtsinterpretationen in den sechziger und siebziger Jahren erhöhte.<sup>95</sup>

Eine weitere Ursache für die besonders späte und schwierige Durchsetzung neuer Forschungsrichtungen in Deutschland lässt sich in den unterschiedlichen Wissenschaftsstandards ausmachen. Trotz des Zeitmangels und der informationellen Überlastung der WissenschaftlerInnen<sup>96</sup> müssen sich HochschullehrerInnen in den USA über neue Forschungsrichtungen am Laufenden halten, während in Deutschland eine solche ›Verpflichtung‹ unter HistorikerInnen nicht gesehen wird. Hierzulande können neue Forschungsrichtungen ignoriert bzw. als bloße Modeerscheinungen pauschal abgelehnt werden, ohne dass dies für den Ruf oder die Karriere des Betreffenden schädigend ist. So wird auch heute noch über die »mangelhafte Rezeption geschlechtergeschichtlicher Fragestellungen« geklagt.<sup>97</sup> Das schon Bewährte setzte sich hierzulande in den Karriereverläufen leichter durch als

91 Bock, Frauenforschung, S. 108.

92 Berliner Historikerinnen-Gruppe, S. 127; vgl. dazu auch mit kritischem Blick auf die Geschichtsschreibung bis heute Christoph Conrad/Sebastian Conrad, Wie vergleicht man Historiographie, in: Dies. (Hg.), Die Nation schreiben, S. 11–49, hier, S. 29.

93 Raphael, Beruf, S. 49.

94 Allerdings kann die *open-university* auch als Ausdruck der weiter bestehenden, also nicht überwundenen Kluft unter britischen HistorikerInnen gedeutet werden.

95 Vgl. Lindenberger, Empirisches Idiom, S. 443.

96 Peter Weingart (Hg.), Die sog. Geisteswissenschaften. Außenansichten. Die Entwicklung der Geisteswissenschaften in der BRD 1954–1987, Frankfurt a. M. 1991, S. 24.

97 Martina Kessel/Gabriele Signori, Geschichtswissenschaft, in: Christina von Braun/Inge Stephan (Hg.), Genderstudien. Eine Einführung, Stuttgart 2002, S. 124.

das Neue und Experimentelle, das vielfach nicht als Bereicherung, sondern als Bedrohung wahrgenommen wurde. Lernbereitschaft und Neugierde waren wenig gefragt.

Hinzu kommen unterschiedliche Diskussionsstile. Häufig wurde und wird gerade in Deutschland erbittert um die Überlegenheit bzw. Richtigkeit der jeweiligen Position gekämpft, ein Stil, der in England deswegen auch als ›teutonic‹ bezeichnet wird. Der Wahrheitsanspruch und das Streben nach ›Rechthaben‹ ist bekanntlich in der deutschen politischen Kultur nach wie vor besonders ausgeprägt – vermutlich wegen der klassischen deutschen Philosophietradition – jedenfalls ausgeprägter als in angelsächsischen Ländern, in denen man weiß, dass Wahrheitsfindung nur ein kommunikativer, diskursiver Prozess sein kann. Sicherlich waren und sind auch in Großbritannien, in Frankreich und den USA die Dissonanzen zwischen den Vertretern diverser Richtungen groß. Gleichwohl ist die fachwissenschaftliche Streitkultur wohl nirgendwo von so grundsätzlicher Art gewesen wie in der Bundesrepublik.

### Universitäten und Forschungsförderungssysteme

Für den im Vergleich zu Frankreich zeitversetzten Durchbruch der modernen Sozialgeschichte in der Bundesrepublik wird ein Grund in der Berufungspraxis der Professoren während der fünfziger und sechziger Jahre gesehen. Hinzu kommt die extreme Machtposition der »weitgehend weltanschaulich einheitlich ausgerichteten Ordinarien« der fünfziger Jahre, die zu dieser auffallenden Verspätung beitrug.<sup>98</sup>

Allem Anschein nach waren die historiographischen Fachöffentlichkeiten in anderen Ländern, wie Frankreich, Großbritannien und den USA, breiter gefächert als in der Bundesrepublik. Dazu kommt, dass – etwa im Vergleich zu den USA – die Geschichtsinstitute an deutschen Universitäten viel kleinere Ausmaße aufwiesen. Das legitimierte diese oftmals in ihrer Einstellung, sich angesichts der knappen Personalressourcen keine neuen Fachrichtungen leisten zu können, wobei die neueren Richtungen lediglich als marginale Spezialgebiete, als ›Luxus‹ oder als Extravaganzen eingeschätzt wurden, die daher nicht berücksichtigt zu werden bräuchten.<sup>99</sup>

Nicht selten gewinnt man ferner den (möglicherweise ungerechtfertigten) Eindruck, dass Berufungsverfahren, aber auch Ehrungen, Auszeichnungen und Einladungen an einen Kollegen oder eine Kollegin sich innerhalb eines stark versülten Machtsystems von Kooptation und Klientel vollzögen, wobei Männerfreundschaftsnetze vermutlich eine wesentliche Rolle spielten und spielen: »Nachwuchsförderung als Gabentausch« oder ein Patron-Klientel-System,<sup>100</sup> das von den Akteuren freilich als objektives Ausleseverfahren gedeutet werde, wie eine von mir interviewte Person meinte. Aus dem Rahmen fallende Innovationsbereitschaft gehörte offenbar nicht gerade häufig zu den Auswahlkriterien dieser eher »korporatistischen Demokratie«, die auf einer großen Machtfülle des deutschen Lehrstuhlinhabers beruhte.

98 Berger, *Geschichten von der Nation*, S. 68. Berger nennt in diesem Zusammenhang auch das Zusammenspiel der Professorenschaft mit dem Staat, der als formale Berufungsinstanz fungierte.

99 Dass in der Forschungsspezialisierung generell ein Problem für die erforderlichen breiten Lehrangebote liegt, ist zwar nicht von der Hand zu weisen, gilt aber für alle Richtungen bzw. Themenfelder.

100 Es soll natürlich nicht in Abrede gestellt werden, dass es Institute gibt, die anders verfahren. Auch muss eingeräumt werden, dass – solange keine Netzwerkanalysen vorliegen –, die Wahrnehmungen über diesen Punkt stark auseinanderfallen.

Allerdings hat sich seit der Bildungsoffensive der späten sechziger und frühen siebziger Jahren das Gesamtfeld der Geschichtswissenschaften beträchtlich vergrößert,<sup>101</sup> so dass sich das Klientensystem abgeschwächt und nach außen hin an leicht erkennbaren Konturen eingebüßt hat. Jedenfalls stellt das Universitätsgefülle seither kein ›geschlossenes System‹ mehr dar, sondern bietet Öffnungen, Nischen und damit (begrenzte) Chancen auch für Außenseiter und Quereinsteiger,<sup>102</sup> wenngleich es hierzulande nach wie vor an der ethnischen Buntheit und der Internationalität des ›Lehrkörpers‹ fehlt – im Unterschied zu den großen amerikanischen *History Departments*. Der nicht zuletzt durch die Studentenbewegung erzwungene Multikulturalismus, der in den USA auf Grund der zahlreichen verschiedenen Ethnien eine ungleich gewichtigere Rolle spielte als in Deutschland, erforderte spätestens seit dieser Zeit ein Verständnis unterschiedlicher Wahrnehmungen und Deutungen, die zu einer vermehrten Besetzung von Professuren durch WissenschaftlerInnen diverser Ethnien führte.<sup>103</sup> Vielfalt sowohl in der Institutzusammensetzung als auch bei den Themen und Interessenschwerpunkten wurde im US-amerikanischen Raum offensichtlich honoriert und sogar gefordert – ganz im Unterschied zur Bundesrepublik.<sup>104</sup>

Vermutlich spielten auch die in der Bundesrepublik bei der Einwerbung von Drittmitteln üblichen Evaluationsprozeduren, die von jenen in den USA differierten, für die ›Schwere der Geburten‹ eine Rolle. So gab und gibt es in den USA nicht das System der Drittmittel und auch keine Sonderforschungsbereiche. Wer sich in der Bundesrepublik in den zeit- und kraftaufwendigen Drittmittel-Anträgen damals zu weit »aus dem Fenster hängte« und Selbstzensur vermissen ließ, verminderte seine oder ihre Erfolgchancen.<sup>105</sup> Der ›freiwillige‹ Verbleib im *Mainstream* wirkte sich wiederum auf den Forschungsprozess aus und benachteiligte strukturell gesehen die Durchsetzungschancen neuerer Forschungsrichtungen.<sup>106</sup> Sicherlich hat sich gerade in den letzten Jahren auf diesem Gebiet viel verändert, ist die Aufgeschlossenheit gegenüber neueren Ansätzen und Themen beträchtlich gewachsen. Außerdem sind die generellen Vorteile des bundesrepublikanischen Forschungsförderungssystems nicht zu vergessen. So ermöglichen erfolgreiche größere Einzelanträge sowie Sonderforschungsbereiche und die Graduiertenkollegs die Arbeit in kleinen Gruppen; Vereinzelung und Ver-

101 So gab es in der Bundesrepublik 1950 50, 1960 80 und 1975 210 Lehrstuhlinhaber. Wehler, *Geschichtswissenschaft heute*, S. 739. Dort weitere Zahlen.

102 Ähnlich Raphael, *Der Beruf*, S. 50.

103 Freilich ist daran zu erinnern, dass die Berufung von Frauen auf Professuren in den USA nicht gleichbedeutend mit der Förderung von *Women's Studies* war und ist. So beschäftigt(t)en sich bei weitem nicht alle Historikerinnen mit *Women's* oder *Gender Studies*. Auch ist daran zu erinnern, dass die Konservativen stets einen auf die Werte der weißen Mehrheit ausgerichteten Bildungskanon wünschten. Weingart, *Die sog. Geisteswissenschaften*, S. 17.

104 Anzunehmen ist freilich, dass hier Deutschland innerhalb Europas keine Ausnahme ist. Zum Vergleich der Historiographie siehe Conrad/Conrad, *Wie vergleicht man Historiographie*, passim.

105 Hinzu kommt noch bei jüngeren WissenschaftlerInnen das Problem, dass sie – mit Ausnahme der JuniorprofessorInnen – ihre Anträge in der Regel nur über ProfessorInnen einreichen konnten und können.

106 Zur responsiven Grundausrichtung der in anderer Hinsicht vorbildlichen, wenngleich für die Forschungsförderung hegemonialen Rolle der DFG siehe: *Forschungsförderung in Deutschland. Bericht der internationalen Kommission zur Systemevaluation der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Max-Planck-Gesellschaft*, hrsg. im Auftrag der internationalen Kommission zur Systemevaluation der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Max-Planck-Gesellschaft, Hannover 1999, S. 23 ff.

einsamung werden auf diese Weise vermieden. Im Unterschied dazu sind in den USA, wo es in der Regel nur Einzelförderung für sich selbst gibt, die ForscherInnen mit ihrem zweiten Buch auf sich allein gestellt, wobei gleichzeitig der Innovationsdruck sehr hoch ist.<sup>107</sup>

### Die Mehrgesichtigkeit der außerfachlichen Öffentlichkeiten

Schließlich ist auf die Machtausübung von Historikern außerhalb der Universitäten und Fachöffentlichkeiten hinzuweisen, wobei auch hier das Patronage-Klientel-System eine große Rolle gespielt zu haben scheint. Von Bedeutung sind zum Beispiel die Steuerungsmöglichkeiten, die durch Beratungen angesehenen Verlage entstanden sind. Hinzu kommt die Einflussnahme von Historikern auf Zeitungen und andere Medien. Es gab und gibt eine Gruppe von öffentlichkeitswirksamen Historikern, »die ungewöhnlich viel Einfluß auf die geschichtspolitischen Orientierungsdebatten der Bundesrepublik gewonnen haben [...]. Mit Sonderwegsthese und Modernisierungstheorie schufen sie Deutungsmuster, in denen die Bonner Ankunft im Westen wie der Fluchtpunkt der neueren deutschen Geschichte erschien.«<sup>108</sup> Auch hier ist zu fragen, ob nicht die Gegner neuerer Forschungsrichtungen ihren Einfluss auf die Medien als Waffe zwecks Diffamierungskampagnen in überdimensionierten Ausmaßen ausnutzten bzw. auszunützen versuchten.<sup>109</sup>

Gleichwohl sind gerade für den außeruniversitären Bereich zahlreiche Gegentendenzen erkennbar. So haben die Verlage hinsichtlich des Transfers von Forschungstrends aus dem Ausland in die Bundesrepublik durch die Initiierung von Übersetzungen und deren Veröffentlichungen eine bedeutsame Rolle bei der Durchsetzung neuer Forschungsrichtungen gespielt, die noch genauer erforscht werden müsste.<sup>110</sup> Das System der Schriftenreihen mit verantwortlichen und namentlich ausgewiesenen HerausgeberInnen hat mittlerweile ebenfalls für Transparenz in diesem Bereich gesorgt. Auch hat sich die Rolle einiger Zeitungen merklich verändert. Man denke etwa an die 1989 eingerichtete Seite *Forum Hu-*

27

107 Allerdings besteht dort nicht das Unterwerfungsritual, das noch immer teilweise im Kontext des Habilitationsverfahrens an deutschen Universitäten gefordert wird. Auch ist unter Umständen die Konkurrenz unter jenen WissenschaftlerInnen besonders groß, die in demselben Sonderforschungsbereich gearbeitet haben.

108 Hans Günter Hockerts, Zugänge zur Zeitgeschichte. Primärerfahrung, Erinnerungskultur, Geschichtswissenschaft, in: Konrad J. Jarausch/Martin Sabrow (Hg.), *Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt*, Frankfurt a. M. 2002, S. 39–65, hier S. 71.

109 Vgl. dazu die Rezension des oben genannten Buches von Ute Daniel, *Kompendium Kulturgeschichte*, durch Hans-Ulrich Wehler, *Ein Kursbuch der Beliebigkeit*, in: *Die Zeit*, 26.7.2001; vgl. dazu die unveröffentlichte Replik von Jürgen Reulecke an Hans-Ulrich Wehler, 1.8.2001; vgl. auch die polemische Kritik von Wehler über das Buch von Martina Kessel, *Langeweile. Zum Umgang mit Zeit und Gefühlen in Deutschland vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert*, Göttingen 2001. Die Rezension von Wehler trägt den Titel: *Gibt es im Affekttspeicher auch ein Konstrukt? Und der Untertitel lautet: »Martina Kessel langweilt sich nicht«* (FAZ, 4.12.2001) – eine nicht sachgerechte Bemerkung, welche die Autorin bei den ZeitungsläserInnen von vornherein der Lächerlichkeit aussetzt.

110 Verwiesen sei in diesem Zusammenhang auch auf Mittel- und Kleinverlage, die vielfach entscheidende Lücken füllten. Als herausragendes Beispiel sei Klaus Wagenbach genannt, der in seinem Verlag die Studien von Carlo Ginzburg, Peter Burke, Robert Darnton, Nathalie Zemon Davies und Stephen Greenblatt veröffentlichte.

*manwissenschaften* in der *Frankfurter Rundschau*<sup>111</sup> oder an diverse Beiträge im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und die dadurch gebotenen Möglichkeiten, sich über neue Forschungsströmungen zu informieren. Vielfach zeigten sich sogar die nicht-fachwissenschaftlichen Öffentlichkeiten aufgeschlossener gegenüber neueren Forschungstrends als zahlreiche Fachvertreter aus den Universitäten.<sup>112</sup> Die außerfachlichen Öffentlichkeiten haben wiederholt dafür gesorgt, dass narrative, insbesondere biographische Darstellungen stärker beachtet wurden. Teils profitierte davon die politische Geschichte, teils die aufstrebende Alltags- und Kulturgeschichte, was wiederum Rückwirkungen auf die Wissenschaftspraxis gehabt hat.<sup>113</sup>

Die zunehmende Medialisierung der Historischen Wissenschaft hat zudem tendenziell die Relevanz des Patronage-Klientel-Systems sowie den Deutungs-Autoritarismus im Fach verringert und einen Verlust an Selbststeuerung der Wissenschaft zur Folge gehabt.<sup>114</sup> Seit den achtziger Jahren ist jedenfalls eine neue Vermittlungspotenz und eine immer stärker werdende Machtgröße in der Gruppe von »Historiker-Journalisten« bei Tages- und Wochenzeitungen entstanden. Angesiedelt an einer »Schnittstelle von Wissenschaft und Öffentlichkeit«, so der Zeithistoriker Hockerts, hätten sie eine strategische Bedeutung gewonnen.<sup>115</sup>

Insgesamt erweist sich die vorläufige Antwort auf die Frage nach der Rolle der Verlage und Medien im Kampf um neue Forschungsrichtungen als uneinheitlich und gespalten. Teils erscheinen Verlage und Zeitungsredaktionen noch immer so, als ob sie bloß die Verlängerung machtorientierter fachwissenschaftlicher Kommunikationsschächte seien, teils scheinen die Redaktionen, Verlage und Medien sich stärker denn je an transnationalen und marktbezogenen Trends zu orientieren, was neuen Forschungsrichtungen durchaus zugute kommen konnte und kann.

### 3. Historiographie: ein Ensemble von Klein- und Großbaustellen

Die vorstehenden Ausführungen über die Entstehungsgeschichte neuerer Forschungsrichtungen in der Bundesrepublik wurden nicht von der Vorstellung geleitet, dass das Neue jeweils das Bessere und das Alte jeweils das Schlechtere sei. Vielmehr liegt den Ausführungen die Ansicht zugrunde, dass jede Innovation Ambivalenzen aufweist, das heißt, »historiographische Gewinne und Verluste« zur Folge hat, weswegen ein Ausgleich durch andere For-

111 Christine Pries, Ein emphatisches Konzept von Öffentlichkeit. Das Forum Humanwissenschaften der Frankfurter Rundschau, in: Florian Keisinger/Steffen Seischab (Hg.), *Wozu Geisteswissenschaften? Kontroverse Argumente für eine überflüssige Debatte*, Frankfurt a. M. 2003, S. 60–65.

112 Die Aufgeschlossenheit basierte nicht zuletzt auf mediums- und marktspezifischen Logiken, bei denen Fragen des öffentlichen Interesses und der Vermittlungsmöglichkeiten geschichtlicher Themen im Zentrum standen und stehen. Vgl. Gustav Seibt, *Die Historische Sozialwissenschaft in der bürgerlichen Öffentlichkeit*, in: Paul Nolte (Hg.), *Perspektiven der Gesellschaftsgeschichte*, München 2000, S. 144–149, hier S. 148.

113 Hockerts, *Zugänge*, S. 69 f.; vgl. die von Glättungen und Einseitigkeiten nicht freie Beschreibung der Rezensionspolitik der Wochenzeitung *Die Zeit* seitens Volker Ullrich, *Kontroversen sind das Salz der Suppe. Geschichte in der Wochenzeitung DIE ZEIT*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 54(2003)2, S. 76–81.

114 Vgl. allg. Peter Weingart, *Die Stunde der Wahrheit? Vom Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft*, Weilerwist 2001.

115 Hockerts, *Zugänge*, S. 69.



schungsthemen und methodische Zugänge fachstrukturell gesehen notwendig ist. Sicherlich sollte nicht mit Kritik gespart, doch sollte das jeweils Andere und noch Fremde nicht von vornherein delegitimiert werden, eingedenk der Tatsache, dass alle historiographische Arbeit standortabhängig und ausschnittartig ist und bleiben wird und Qualitätsunterschiede bei allen Themenbereichen und methodischen Ansätzen zu finden sind. Daran hat sich auch in der Gegenwart nichts geändert. Gerade die Unterschiedlichkeit der Zugänge und die Diversifikation der Forschungsfelder verdienten es positiv gedeutet zu werden, zumal eine Hierarchisierung von Themen und Methoden theoretisch nicht mehr zu rechtfertigen ist. Wesentlich bleibt allein die Frage, ob durch Thema und Methode bedeutsame Züge menschlicher Existenz und gesellschaftlicher Entwicklung erfasst werden und analytische Verbindungen zu Macht und Herrschaft nicht fehlen.<sup>116</sup>

Lässt man die vergangenen vierzig Jahre der Bundesrepublik Revue passieren, so fühlt man sich an das Sprichwort erinnert: Steter Tropfen höhlt den Stein – insofern handelt es sich doch auch um eine Erfolgsgeschichte. Denn unumstritten ist, dass sich alle neuen Richtungen – mit Ausnahme der unorthodox-neomarxistischen – in der Bundesrepublik mehr oder weniger durchgesetzt haben, doch eben mit großen Verzögerungen und mit vielen Wehen und Wehklagen. Das Muster des Ablaufs ähnelte sich: Zuerst Diffamierungen, Unterstellungen sowie ›billige‹ Kritik,<sup>117</sup> dann Marginalisierung und gleichzeitig Vereinnahmungsversuche, schließlich eine partielle Anerkennung und Dialogbereitschaft. Letzteres ist primär durch Druck ›von außen‹, das heißt durch transnationale KommunikatorInnen erfolgt, die quasi als Hebammen bei den schweren Geburten fungierten. Wie stünde es mit den neuen Forschungsrichtungen, wenn es keine internationale Fach-*Community* gegeben hätte?<sup>118</sup> In diesem Zusammenhang ist auf die große Bedeutung der transatlantischen Partnerschaft vor allem mit den USA zu verweisen, die schon bei der Durchsetzung der Kritischen Sozialgeschichte (zum Beispiel Hans Rosenberg, G. W. F. Hallgarten) in den sechziger Jahren Legitimationsfunktionen erfüllte.<sup>119</sup>

Es scheint, als ob die erste überaus schwere und späte Geburt, die Kritische Sozialgeschichte, auf alle anderen ›Geburten‹ negative Effekte gehabt hat. Kann es deshalb sein, dass die gewaltigen Geburtswehen, die den Durchbruch der Kritischen Sozialgeschichte in den sechziger Jahren gegenüber den alten, teilweise aus der NS-Zeit überkommenen Richtungen begleiteten, als Erfahrung so verinnerlicht wurden, dass sie noch in den folgenden Jahrzehnten in der Einstellung gegenüber den neueren Forschungsrichtungen weiter wirkten – vergleichbar mit einem flachen Stein, den man so ins Wasser wirft, dass er immer wieder an die Oberfläche kommt und neue Wellen schlägt, wenn auch mit deutlich abnehmender

116 Sicherlich stellt die zunehmende Ausdifferenzierung der Geschichtswissenschaft, die als Folge der Ausdifferenzierung moderner Gesellschaften anzusehen ist, in hochschulpolitischer und politisch-didaktischer Hinsicht eine Herausforderung für die FachvertreterInnen dar. Die Ausdifferenzierung evoziert curriculare Probleme, aber eben auch neue Vermittlungschancen.

117 Unter einer ›billigen Kritik‹ ist eine Kritik zu verstehen, die sich auf ›einfach‹ zu kritisierende, weil qualitätsschwache Arbeiten konzentriert.

118 Auf die Bedeutung der zunehmenden Internationalisierung von Wissenschaft verweist unter anderem Georg G. Iggers, *Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtswissenschaft von Herder bis zur Gegenwart*, Wien 1997, S. 364.

119 In diesem Zusammenhang ist auf die relativ starke Vertretung der deutschen Geschichtsschreibung in den USA zu verweisen – eine Folge der Emigration in der NS-Zeit, des Holocaust und des Kalten Krieges.

Kraft?<sup>120</sup> Wenn dem so wäre, dann würde der erste große Kampf gegen das Negativerbe der NS-Zeit indirekt auch auf die folgenden Kämpfe gegen die jüngeren Forschungsrichtungen ausgestrahlt haben. Gemeint ist damit eine überdimensionale Verteidigungsattitüde und eine auffallende Aggressionsbereitschaft gegenüber den jeweils noch »schwachen Nachgeborenen«? In diesem Fall hätte man es indirekt gesehen mit Nachwehen aus der NS-Zeit zu tun, die bis ins späte 20. Jahrhundert reichten.

Auffallend ist nicht nur der ähnlich strukturierte Ablauf der Abwehrkämpfe, sondern auch die Beobachtung, dass die historiographischen Paradigmenwechsel hinsichtlich ihrer tiefgreifenden Bezüge zu gesellschaftlichen und sozialphilosophischen Entwicklungen nicht offen analysiert, die Kohäsionen von Sozialbewegungen und Forschungsrichtungen von vornherein verworfen oder ignoriert, die zunehmend reflexiven Einstellungen vieler HistorikerInnen zu Modernisierungsprozessen und deren Ambivalenzen nicht oder nur sehr zögerlich akzeptiert, intellektuelle Spielwiesen abgelehnt und die Chancen für einen »gezügelten argumentativen Diskurs«<sup>121</sup> nicht genutzt wurden.

Die heutige Situation erfordert eine »radikale Pluralität« (Lindenberger/Wildt), die die Akzeptanz ungewöhnlicher Themen und neuer methodischer Ansätze einschließt. Nicht das alle anderen Forschungsrichtungen vereinnahmende Haus der Historischen Sozialgeschichte ist das Modell der Zukunft, sondern das Modell eines offenen Forums oder – um einen modischen Begriff ins Spiel zu bringen – einer nie fertig werdenden »Großbaustelle« mit vielen Einzelbaustellen. Nicht die Konkurrenz der verschiedenen Forschungsströmungen sollte also im Mittelpunkt stehen, vielmehr sind – stärker als bisher geschehen – ihre *gesellschaftlichen* Entstehungs- und Entwicklungsgründe zu thematisieren und ihre Vielgestaltigkeit samt ihren wechselseitigen strukturellen Abhängigkeiten theoretisch zu verorten.<sup>122</sup> Die diversen Forschungsrichtungen sollten nicht vereinheitlicht werden, sondern man sollte sie als ein Ensemble begreifen und das Ensemble legitimieren, mit anderen Worten: die methodische und thematische Spannbreite als »kulturelles Kapital« der Geschichtswissenschaften interpretieren.

In den letzten Jahren hat sich, wie eingangs erwähnt, eine Öffnung der Geschichtswissenschaften bemerkbar gemacht. Die neuen Türöffner waren vor allem in jenen Kreisen von WissenschaftlerInnen zu suchen, die entweder ihre Ausbildung bei den »Gralshütern« der Historischen Sozialwissenschaft durchlaufen hatten oder im nationalen sowie internationalen Netzwerk gut platziert waren und sind, die nun aber ihrerseits sich neuen Ansätzen und Themenstellungen zuneigten und auch einen Teil der ehemaligen »Gralshüter« von den Chancen einer offeneren Haltung überzeugen konnten.<sup>123</sup> Stehen wir demnach heute an einer Wende der Geschichtswissenschaft hin zu einer offenen Fachdisziplin, die nicht mehr den Entwicklungen in den westlichen Ländern hinterherhinkt, sondern die über die Fähigkeit verfügt, über neue Forschungsrichtungen im transnationalen Kontext unaufgeregte, faire, konstruktiv-kritische Diskurse zu führen? Ist das nun die zweite »Ankunft im Westen« (Axel Schildt)?

120 Zeitweise wurde in der Bundesrepublik und in den USA die Rede von den »Bielefeld-Geschädigten« in Teilen der Fachcommunity zum geflügelten Wort.

121 Wehler, *Geschichtswissenschaft heute*, S. 753.

122 Ähnlich auch Winfried Schulze, Einleitung, in: Ders. (Hg.), *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion*, Göttingen 1994, S. 6–18, hier S. 12.

123 Dazu: Jürgen Kocka, *Historische Sozialwissenschaft heute*, in: Nolte, *Perspektiven*, S. 5–24.